

Lebenserinnerungen von Jakob Sukkau

1917 war in Rußland die Revolution gewesen, wovon wir aber hier nichts gespürt hatten. Dann kamen aber Splittergruppen bis zu uns nach Sibirien: es waren Österreicher, Ungarn und Polen, die sich nach China absetzen wollten und noch etliche Kanonen und Maschinengewehre mit sich hatten. Es waren etliche hundert Mann, die bei uns in den Dörfern Fuhrwerke mobilisierten, um damit weiter zu fahren. So nahmen sie bei uns frische Gespanne mit Pferden und entließen die, die sie bis zu uns gebracht hatten. Auch wir mußten mit einem Wagen fahren, was dann *Peter* übernahm – es hieß, es würde zwei oder drei Tage dauern.

Nach 18 Kilometer hatten aber schon die Partisanen, wie sie sich nannten, ihnen den Weg abgeschnitten und es wurde gekämpft. Die Partisanen waren mit Schrotflinten, Gabeln sowie Strohstielen ausgerüstet gewesen, und gingen damit gegen Kanonen und Gewehre. Es wurde erzählt, daß es bei den Österreichern, Ungarn und Polen etliche Verwundete gab, die Partisanen hatten aber ein paar hundert Tote. Diese waren am nächsten Tag in einem Brüdergrab begraben worden, wo ein paar Wochen später ein hoher Hügel aufgeschüttet wurde, zum Andenken an die Gefallenen im Kampf.

In diesem Kampf wurde auch mit den Kanonen geschossen, was bei uns am Anfang als ein Gewitter angenommen wurde. Aber als bald die Nachricht kam, daß ein großer Kampf im Gange sei und daß es Kanonenschüsse gewesen seien, wurde alles klar.

Bis *Peter* zu Hause war, wurden aus den zwei oder drei Tagen ganze zwei Wochen, da es noch etliche kleine Kämpfe gegeben hatte. Außerdem regnete es so viel, daß sie nur wenig weiter gekommen waren. Die Pferde waren bei wenig und schlechtem Futter auch ganz abgemagert.

Im Frühjahr war unser Lehrer achtzehn Jahre alt geworden, und deshalb wurde er zum Sanitätsdienst eingezogen

1920 Im Frühjahr wollte sich *Peter* etwa sieben Kilometer von uns entfernt ansiedeln. Bei einem russischen Dorfe war Land von der Regierung zum Bau freigegeben worden: Für 25 Siedler waren es je 25 Hektar Ackerland, Weide war gemeinschaftlich, was in unserer Gegend überall so war.

Nun sollten wir die Revolutionsfolgen in Rußland zu spüren bekommen:

Es kamen Vertreter von der Regierung in unser Dorf, um - wie sie sagten - für den Staat Getreide zu sammeln (was auf Russisch „Prodraswörska“ genannt wurde). Dies wurde auf folgende Weise gemacht:

Zwei Vertreter der Regierung und der Dorfvorsteher suchten die reichsten Bauern im Dorfe auf und guckten wieviel Getreide da war. - Auf diese Weise wurde bei etlichen Bauern das Letzte genommen.

Die Vertreter blieben im Dorf und paßten auf, daß alles zur Stadt abgefahren wurde. Aber um etwas für die Leute zu retten, wurden die Vertreter zu Tische geladen, um Zeit zu gewinnen, in der dann ein paar Fuhren zu anderem Nachbar gefahren wurden, was der Bauer später zurückbekam. Und wo die Vertreter nahmen, da wurde nichts übergelassen. In den deutschen Dörfern war die Lage viel

schlechter als in den russischen Dörfern, da bei den Russen die Vertreter noch etwas übrig ließen, weil es hieß, daß die Deutschen reich seien.

Dann fing es an zu schneien und zu stürmen, und die Bauern an fingen das Getreide zu verstecken. Sie fuhren es nachts in die Steppe (aufs Feld) hinaus, machten da ein Loch im Schnee und legten die Säcke hinein. Bis in die Frühe waren die Säcke unter dem Schnee, und auch die Spuren vom Fahren waren nicht zu sehen.

Wir machten es auch so. Aber einer wollte vom anderen nicht gesehen werden. Und wenn ab und zu einer dem anderen begegnete, war es peinlich und das Mißtrauen fing an, da man verraten werden konnte.

1921 war es für eine Zeitlang ruhiger geworden.

Der Schnee fing an zu schmelzen und es war Zeit das Getreide aus dem Versteck zu holen, was früh morgens getan wurde. Aber bei manchen gab es Schwierigkeiten: man fand den Versteck nicht so leicht oder man fand ihn überhaupt nicht, und so glaubte man, es hätte ihn jemand bestohlen. Die Sonne brachte es aber an den Tag: es taute auf, und das Getreide war ganz naß.

Die Saatzeit verlief ruhig. Die Feldarbeit machten wir mit dem Nachbar zusammen, was für uns leichter war, da wir auch nicht mehr genug Pferde hatten: eins war tot und mit dem anderem war nicht viel zu rechnen, da es alt und schwach war. So machten wir in diesem Jahr den Mist, das Heu und auch die Ernte mit demselben Nachbar. Nun machte sich das kommunistische System schon sehr bemerkbar und jeder fühlte es schon. Der Druck wurde immer schärfer, und zu kaufen gab es überhaupt nichts mehr, es war nur noch ein Tauschhandel, da das Geld fast keinen Wert mehr hatte.

Auf dem Markt hatte ich 16 Kilo Weizen für eine Million verkauft und zwar für verschiedene Währungen, die damals im Umlauf waren: Kärnsky, Denickin, Kolschack und Karbowense; das waren die Namen für einen fast vollen Sack Geld. Es waren verschiedene Größen im Wert und Format: von 10 über 100 und bis 50.000 in einem Schein - und so war auch die Scheingröße: von einer Postmarke bis zu einem normalen Format.

Am nächsten Tag kam einer und bot Nadeln, Nähnhüte und andere Kleinigkeiten an. Mutter brauchte einen Nähhut, so kauften wir einen für eine Million. - Aber einen Tag lang war ich Millionär gewesen.

Schon nach der Dreschzeit im Herbst musste man wieder Getreide an den Staat liefern. Sie nannten es „Prodنالог“ - auf Deutsch „Produktivsteuer“ (Tax) oder auch „Auflage“ genannt.

Im Herbst wurden auch die Kartoffeln aufgekauft und zum Bahnhof gebracht. Weil aber nicht genug Waggons (Eisenbahnwagen) da waren, wurden die Kartoffeln am Bahnhof auf einen Haufen geschüttet. Als es erst zu frieren anfang, sind die meisten verfroren, die restlichen wurden dann zur Schnapsfabrik gebracht und dort zu Wodka verarbeitet. - Nun waren die Kartoffeln nicht zu essen, dafür aber zu trinken.

So ging es auch mit dem Weizen, den man ebenfalls aufkaufte: Da nicht genug Speicher da waren, wurde mit vollen Säcken eine Wand gelegt und die Mitte mit Weizen aufgefüllt. Als der Frühling da war, schmolz der Schnee, das Wasser lief

runter, zog ziemlich hoch an und weil das Getreide eben auf dem Nackten Boden lag, verfaulte sehr viel davon.

Auch vom Fleisch war im Winter sehr viel aufgekauft worden. Weil viele einfach nicht mehr genug Futter für das Vieh hatten, schlachtete ein jeder seine Kuh, seinen Ochsen oder seine Schafe selber. Danach lederte man sie ab, nahm die Eingeweide aus und hing das Fleisch draußen im Frost auf, bis es steif gefroren war. So wurde es weggefahren und zum Bahnhof (zur Stadt) gebracht, wo es für einen Spottpreis gekauft wurde. Dort wurden die „Rinder und Schafe“ am Bahngleise immer zu vier auf die Hinterbeine gestellt: das war der Lagerraum. Hunde und Raten fraßen von dem Fleisch, obzwar auch Wächter da waren. Im Frühjahr, als es taute, sackten die Rümpfe zusammen, und sehr viel war nicht mehr genießbar.

Und so ging es einige Jahre auch weiter, bis erst mal der Speicher und die Behausung für all das vorhanden war - das war in der Stadt Slawgorod.

Nun will ich bis zu meinem ersten Schuljahr im Jahre 1914 zurückgreifen und so das **Schulwesen in Rußland** beschreiben.

In der Zarenzeit (beim Kaiser) und auch nach der Revolution im Jahre 1917 bestand keine allgemeine Schulpflicht - bis Mitte der zwanziger Jahre. So hatten die Gebildeten einen sehr kleinen Prozentsatz in der russischen Bevölkerung gebildet. Die meisten konnten nicht mal unterschreiben und machten ein Kreuz anstelle von ihren Namen (so wie es hier damals und auch heute noch etliche tun).

Nur die „Besser-Bemittelten“ konnten ihre Kinder in die Schule schicken. Die Kinder mußten dazu in ein größeres Russendorf, wo eine Kirche war. Dort wurden sie von einem russischen Priester unterrichtet, dem für jedes Kind extra bezahlt werden mußte, was die meisten sich nicht leisten konnten. So war es bei den Russen in Sibirien.

Unter den deutschen Kolonisten war es besser: Sie hatten in den meisten Dörfern Schulen (das waren die Hochdeutschen), und die Kinder wurden mehr von den Eltern zum Lernen angespornt.

Für die Jungen war es mehr oder weniger Pflicht zu lernen. Für die Mädchen aber hieß es im Allgemeinen, daß es genügte, wenn sie beim Verkaufen Eier und Butter zusammen zählen können.

In unseren deutschen Mennoniten-Dörfern (bei Plattdeutschen) war das Lehrsystem bedeutend besser. Wie bei den Russen wurden die Lehrer vom Dorf gemietet und der Lohn, welchen der Lehrer im Jahr bekam, wurde pro Schulkind verrechnet. Wenn aber ein „Vermögensschwacher“ den Lohn nicht zahlen konnte, wurde es freiwillig von den anderen zusammen gelegt und bezahlt, so daß die Kinder darunter nicht zu leiden brauchten. (So war es in Sibirien. Wie es an der Wolga unter den sogenannten Wolga-Deutschen war, entzieht sich meinem Wissen.)

Im Dorfe waren immer zwei Richtungen: die Mennoniten-Gemeinde und die Mennoniten-Brüder-Gemeinde (und so war es in allen Dörfern). Aber im Schulwesen und Unterricht gab es keinen Unterschied: alle lernten aus gleichen Büchern und dieselben Fächer - sogar Katechismus wurde gelehrt, was die Brüder der Gemeinde Tauflinge sonst nicht zu lernen brauchten.

Im Herbst 1914 fing ich mein erstes Schuljahr an, bei einem Lehrer namens *Aron Enns*. Er war noch jung und ledig, aber ein guter Lehrer - er war ein besserer Lehrer

als ich Schüler war, leider wurde er im Frühling zum Dienst eingezogen. Im zweiten Jahr hatten wir einen Bauer (Farmer) als Lehrer, weil er aber nicht streng genug war, herrschte schlechte Ordnung im Unterricht. Im dritten und im vierten Jahr war ein Herr *David Friese* der Lehrer, auch ein Bauer. Er aber führte die Ordnung ein, wenn nötig gebrauchte er auch den Stock und das schuf Disziplin.

Im fünften und meinem letzten Jahr bekamen wir einen ganz jungen Lehrer namens *Peter Buller*. Er war zwar erst siebzehn Jahre alt, aber ordnungsliebend und von den Schülern geachtet. In diesem Jahr kam das Schuljahr nicht ganz zu Ende: der Lehrer war achtzehn geworden und mußte zum Dienst gehen (Sanitätsdienst). Somit war für mich die Schulzeit zu Ende...

(Den Lehrer Enns habe ich in Winkler, Wanitoba / Canada, einmal besucht. Er ist schon gestorben. Peter Buller soll in Kansas, Vereinigte Staaten, leben.)

Nun zu unserer Lehrmethode und Lehrzeit:

Unterricht hatten wir an fünf Tagen in der Woche mit sechs Stunden am Tag, samstags drei Stunden.

Den Unterricht begann der Lehrer (d. h. auch wir) mit einem Lied und einem Gebet. Genauso wurde die Schule auch beendet.

Alle sieben Klassen bekamen ihre Aufgaben zu machen, je nach Plan.

In der Schule hatten wir zwei Sprachen (Deutsch und Russisch) sowie drei Schriften (Gotisch, Russisch [Kuriel] und Latein) zu lernen, da es vom ersten Schultag an gemacht wurde, war es für uns Kinder gar nicht so schwer.

Für Russisch war der Mittwoch bestimmt. An diesem Tag durfte in der Schule kein Wort Deutsch gesprochen werden, nicht am Morgen vor dem Schulanfang und auch nicht in den Pausen. Wer es doch tat, bekam eine Strafe, die gewöhnlich aus einem oder mehreren Versen aus der Bibel bestand, Rechenbuch und Einmaleins waren auch dabei.

Als Hausaufgabe galt alles, was zu Hause geübt werden konnte. Entschuldigung war nur eine (nicht gespielte) Krankheit.

Lehrbücher hatten wir folgende:

Für die erste, zweite und dritte Klasse waren es: die Fibel in Deutsch, kleines Lesebuch in Russisch, Lesebuch in Deutsch, kleine Grammatik und kleines Bibelgeschichten-Buch, sowie ein Schönschreibheft und ein Diktatheft (bzw. Rechtschreibheft).

Für die anderen Klassen (also die vierte, fünfte, sechste und siebte) gab es die sogenannten „Großen Bücher“: deutsches und russisches Lesebuch, Bibelgeschichte, Grammatik auf Deutsch und Russisch, und Geographie (in diesem Buch war Völkerkunde und Erdkunde - eigentlich vieles, wofür heute mehrere Bücher gebraucht wurden). Dann waren da noch natürlich das Rechenbuch und Einmaleins sowie Recht- und Schönschreibhefte.

Auf die Schön- und Rechtschreibung wurde großer Wert gelegt. Auch das Lesen oder etwas auswendig zu aufsagen war wichtig: das mußte laut, klar, verständlich und mit Betonung sein, da bei den Noten, die wir erhielten, alles in Betracht kam.

Am Samstag (Sonnabend) war eine Stunde Zeichnen, eine Stunde Lieder- und Singen üben, und eine Stunde lang erzählte uns der Lehrer Geschichten, zu den wir Fragen stellen durften, wenn uns etwas nicht klar war. Außerdem konnten wir in

dieser Stunde Fragen stellen, die in der Schulstunde nicht vielleicht sogar gestellt werden durften.

Ein paar Wochen vor dem Heiligabend wurden Gedichte und Lieder eingeübt. Gedichte aufsagen und Lieder singen wurde klar und deutlich getan - wer es nicht tat wurde nachher vom Lehrer für ein Murmeln, was der Nächststehende schlecht verstand, vermahnt (nicht so wie heutzutage).

Die Schülerzahl war bei uns sehr verschieden. In meinen fünf Jahren schwankte sie zwischen 33 und 63. Alle waren in einem Raum (in einer Klasse), da es war nur ein Schulzimmer gab. Der Lehrer gab jedem Schulgrad, von denen es sieben waren, seine Aufgaben. Außerdem hatte er die Hefte in Schönschreiben, Rechtschreiben und Rechnen für sechs Klassen zu korrigieren (durchzusehen) und auch die Noten zu stellen, von denen die Hauptnote am Schluß zustande kam.

Zusätzlich war der Lehrer auch der Gesangsleiter und oft, wenn eine Kirche (Gemeinde) ihn am Sonntag als Hilfe brauchte, mußte er auch predigen. Zu damaligen Zeit wurde kein Lehrer angestellt, der nicht einer Kirche angehörte. Er mußte Christ sein, in welchem Sinne wir Kinder auch erzogen wurden.

Aber der Lehrer war bei der Erziehung nicht allein: wenn ein Schüler zu weit aus den Schranken ging, dann gab der Lehrer ihm einen Zettel, mit dem er bei den Eltern Beachtung fand. In den meisten Fällen gab es zu Hause auch noch eine Strafe, anstelle zu vergüten - und das half bei der Übung.

Die strenge Ordnung von Seiten der Eltern und Lehrer haben unserer Generation jedoch nur gut getan, obzwar es uns mitunter zu hart vorkam.

Im Frühjahr 1922 wurde der Druck seitens Regierung wieder schärfer, und noch mehr Getreide sollte geliefert werden: es hieß, daß es in den Städten nicht genug zu essen gäbe. Von etlichen Bauern wurde wieder etwas gekauft, aber jetzt bekamen sie für das Getreide bezahlt, wenn auch nur wenig. (Im ersten Jahr, als man alles nahm, hat keiner der Bauern dies bezahlt bekommen.)

Jeder Mann hatte Angst, daß man wieder alles nehmen würde, denn die meisten hatten nicht mehr als Saatgetreide und etwas zu essen, und nicht mal alle hatten genug bis zur Ernte.

Ich baute hinten im Garten eine kleine Windmühle, um Gerstengrütze zu machen, da mit der Hand zu stampfen ziemlich schwer war. Mit vierzehn war meine Technik Jahren nicht so gut, aber es hieß ja: „Frisch gewagt ist halb gewonnen.“

Aus verschiedenem, gebrauchtem Holz zimmerte ich die Mühle zusammen. Es war eigentlich eine Spielarbeit, aber ich nahm sie damals ganz ernst. Von drinnen war die Mühle so etwa $2 \frac{1}{3}$ Meter hoch und 2 Meter im Quadrat. Ich baute vier Stampfen hinein: in jede Stampfe war ein Hebestift durch die Welle geschoben, die bei jeder Umdrehung zweimal die Stampfe hob, so daß es bei einer Umdrehung acht Schläge gab.

Da ich damit 50 bis 60 Kilo Grütze am Tage machen konnte, übernahm ich es auch für die anderen zu stampfen. Ich war ganz zufrieden und wurde sogar von den anderen Nachbarn gelobt und bestaunt. Da könnt ihr euch denken, wie ich mich fühlte. Aber eines Morgens kam die Mutter mich wecken und sagte: „Deine Mühle

ist vom Wind umgeblasen worden“. Da die Katastrophe zu groß war, räumte ich alles auf, und damit war es vorbei.

Die Saatzeit war beendet, die Wirtschaft ging im Großen und Ganzen zu Grunde. Da es im Dorfe viel weniger Vieh war als früher (besonders Pferde), arbeiteten immer mehr Nachbarn zusammen, besonders im Herbst beim Dreschen. Für uns war es leicht, einen Partner zu finden, weil wir die Dreschmaschine hatten.

Dann kam der Winter **1922** auf **1923**, der für alle härter werden sollte.

In unserer Gegend, und eigentlich im ganzen Land, brach die Typhuskrankheit aus. An der Krankheit starben sehr viele, besonders die alten Menschen. Bei uns im Dorf, das damals 34 Wirtschaften umfasste, starben drei Ehepaare – wie viele Menschen es im Ganzen waren, weiß ich nicht mehr.

Eines der Ehepaare war das *Ehepaar Giesbrechts*, das bei uns schräg über die Straße wohnte. Er starb früh abends an einem Mittwoch und Abram kam zu uns und fragte, ob ich helfen würde, den Toten heraus zu tragen, und ob er ihn bei uns im Speicher stellen könnte, denn dieser stand leer und drinnen lagen schon zwei Tote.

Ich ging mit, zwei andere Männer waren schon da. Als wir den Toten zum Tragen auf die Barre legten, bat uns die alte Tante, daß wir noch ein Lied singen sollten. Wir sangen eins, dann sagte die Tante: „So, nun werde ich auch sterben“. Ich sagte zu ihr: „Nein Tante, Sie werden noch gesund“ – das war, was wir alle glaubten, denn sie sang noch kräftig mit. Sie antwortete: „Nein, Paupe ist tot und nun will auch ich sterben“. Als wir den Toten in den Speicher gestellt hatten, gingen wir zum Jugendverein. Dieser war noch nicht zu Ende, da kam Abram herein und bat uns wieder um Hilfe: die Tante war tot.

So gab es viel Leid im Dorfe und dazu kam noch der Druck von der Regierung Getreide zu liefern, welches 120 Kilometer zur Stadt gefahren werden mußte.

Von uns sollte auch eine Fuhre gefahren werden und so mußte ich zum ersten Mal zur Stadt fahren. Aber es fuhren ja mehrere Männer, und sie paßten dann auf mich, einen vierzehnjährigen Jungen, auf. Die Reise dauerte (vom Erzählen her) sechs Tage hin und zurück.

Im Jahr **1924** atmete alles auf, denn es kamen die Erholungsjahre (die Nepzeit, wie es genannt wurde). Wir fühlten mehr Freiheit, und das führte wieder sogleich zum Wirtschaftsaufschwung.

Es wurde eine Milch- und Butterei gegründet, und es gab auch wieder etwas zu kaufen, was jahrelang nicht der Fall war, vor allem bei Meterwaren und Kerosin für die Lampen. Auch wenn alles noch zugeteilt wurde, weil es bei weitem nicht genug gab, hatte man doch wieder Hoffnung.

Die Butterei war bei uns im großen Zimmer (Livingroom) eingerichtet worden. Das Haus war mitten im Dorf und wohl auch das geeignetste dazu. Unsere Wirtschaft war so herunter gekommen, daß jede finanzielle Hilfe gut tat. Auch ich arbeitete in der Butterei: Ich nahm die Milch an und drehte sie durch die Milchmaschine, zweimal am Tag. Die Butter wurde jeden zweiten Tag gemacht. Da das Butterdrehen aber schwer war, machten wir, Kröker und ich, uns einen Pferdeantrieb. So trieb (drehte) ein Pferd das Faß und auch die Knetmaschine.

1925 fing unser Dorf wieder an besser zu arbeiten. Inzwischen hatte man für die Butterei ein eigenes Haus und für den Buttermeister eine Wohnung gebaut. So zog die Butterei im Herbst von uns aus, und ich zog mit Heinrich ins Sommerzimmer. Das Große Zimmer vermieteten wir für den Winter an eine Familie für die „halbe Heizung“: eine Woche heizten die Leute und eine heizten wir. Geheizt wurde mit Stroh oder Mist vom Vieh, welcher zu Soden gemacht war. Im Frühjahr zog die Familie dann aus.

Nach der Aussaat übernahm ich es im russischen Nachbardorf eine Holänder-Windmühle zu reparieren. Ein Flügel (Windblatt) war abgebrochen, und der Windschutz um das Dach war auch reparaturbedürftig. Zum Helfen nahm ich *Jakob Wolf* (er wurde später mein Schwager).

Die Mühle war ziemlich groß, hatte zwei große Steine und war demnach auch hoch. Um oben am Windschutz zu arbeiten, mußte einer draußen auf der Stalage stehen und Bretter annageln. Der andere war drinnen, schnitt die Bretter zurecht und reichte sie heraus. Ich war draußen und nagelte an. Wolf lag immer auf den Knien, weil es ihm zu hoch war. Wenn wir zum Essen oder abends herunter waren, dann sah er von all den Ängsten ganz bleich und müde aus.

Als wir damit fertig waren, fingen wir an dem Flügel (Windblatt) an zu arbeiten. Beim Lochen von Löchern für die Querhölzer saßen wir uns gegenüber, jeder mit Stemmeisen und Holzhammer, und arbeiteten emsig. Mein Hammer hatte sich aber auf dem Stiel gelockert und beim Ausholen flog er herab. Ich sah ihm noch nach und sah auch im gleichen Moment wie Wolf ein Bein anhob und seitwärts vom Balken fiel. Ich erschrak, aber da richtete er sich auf und schaute mich an. Dann faste er sich am Mund, weil mein Hammer dort gelandet war: ein Zahn war etwas los, aber seine Lippen wurden braun und dick. Später haben wir darüber gelacht.

Als wir fertig waren sagte Wolf: „Man müßte da oben auf dem Flügel stehen, dann würde man weit schauen können.“ „Ja“, sagte ich, „willst versuchen?“ „Ich? Das kannst du, wenn du willst.“ Da sagte ich zum Wirt: „Was meinst, ist die Bremse für die Flügel gut?“ „Ja“, sagte er, einer seiner Söhne war auch da. Ich sagte: „Ich werde auf den Flügel steigen (den Flügel als Leiter benutzen) und mich um die Brust mit einem Strick anbinden. Ihr seid an den Flügeln und helft mir beim Heraufklettern mit, beim Herabklettern haltet ihr sie auf.“

Der Wirt holte noch den anderen Bruder. Der alte Järemenko war in der Mühle an der Bremse, die drei anderen an den Flügeln, und langsam ging's auf. Ich stieg immer so, daß der Kopf oben blieb, und es ging alles gut. Als ich jedoch oben war, sah es zwar schön aus, aber gar nicht so sicher: Ich war froh, als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte.

Später haben die Kommunisten dem Herrn Järemenko die Mühle fortgenommen. Ungefähr zu dieser Zeit - Mitte der 20er Jahre - wurde in Sibirien im Kreis Slawgorod unter uns Mennoniten eine Organisation gegründet, die sich „Allgemeiner Holländischer Verband“ („Golandski obschestwenij Sojus“) nannte, weil wir als Deutsche nicht gut angesehen waren. An dem Verein beteiligten sich viele Dörfer, denn man schloß sich zusammen um Saatgut (= Getreide) zu züchten - und wir Nikolajewer schlossen uns auch an. Alle Bauern mußten sich den Regeln fügen, die dort beschlossen waren.

Bei uns im Dorfe hatten wir ein Fünf-Felder-System, wobei ein Feld im Sommer für das nächste Jahr vorbereitet wurde. Jedes hatte Dorf 5 Hektar. In Frühjahr wurde Weizen in Reihen eingesät, wozu die Sämaschine eingestellt wurde: durch drei Löcher wurde gesät und die folgenden drei wurden zugemacht, damit man zwischen den Reihen gehen konnte. Das war nötig um Unkraut, alle anderen Weizensorten und kleine und schlechte Ähren heraus zu schneiden, was mit der Schere zweimal in der Woche gemacht wurde - bis der Weizen reif war. Und obwohl da so viel heraus geschnitten wurde, und eigentlich nur die Hälfte besät war, weil das Getreide in Reihen war, gab es von so einem Hektar nicht weniger Getreide, als von einem normal besäten.

Das ganze wurde gemacht, um die Reinsaat für uns zu haben. Diese konnten wir als Saatgut an die Regierung verkaufen und bekamen für den Weizen auch einen höheren Preis.

[So wurde es bis 1929 gemacht, bevor im Herbst 1929 die große Auswanderung kam. Seit dem waren die deutschen Mennoniten-Bauern in Rußland mit der Wirtschaft am Ende, und es verkümmerte alles. Später ging es auch im Kollektiv nicht mehr besser.]

Das russische Volk legte die Bedeutung von Hammer und Sichel so aus: «Hunger und Tod». Das meinte: „Wer unter der Sowjetflagge lebte, der hungerte bis zum Tod“.

Und dann wurde ein Kooperativ gegründet.

Die zuständigen Leute brauchten wieder Raum. Wir vermieteten wieder das Große Zimmer, und ich übernahm die Nachtwache für 12 Rubel im Monat. Etliche glaubten, daß das viel Geld war, was sehr gut für mich war, denn dann wurde ich nämlich von einem Rußen aus dem anderen Dorf abgelöst. Es war im Winter, und er hatte etwa zwei Kilometer zu gehen, auch wenn es -35 °C kalt war oder stürmte. Im Stall war es warm, und deshalb konnte er da sitzen oder etwas anderes in der Art machen, wenn er wollte - das erlaubten wir ihm, nur die Tür durfte nicht offen stehen.

Das Bewachen war immer für 14 Stunden, denn der Handel war nur 10 Stunden offen. So gab der Ruße schon nach kurzer Zeit auf und da sich keiner für die Arbeit fand, übernahm ich sie wieder, bis 1929.

Da stempelten sie mich als Kulak (ein Reicher und Schädling) ab, und solcher durfte keine Arbeit haben.

Die Leute vom Chuter (Farm) mußten alle ins Dorf ziehen, und so wurde das ganze Ackerland gleich pro Person eingeteilt, auch auf die Landlosen. Das war, was die Kommunisten dem Armen bei der Revolution versprochen, und wofür sie auch gekämpft hatten. Nachher, als die Leute Getreide vom Hektar liefern mußten, sagte die Regierung: „Ja, wegen dem Land haben wir es besprochen, aber nicht wegen der Körner (damit meinte man Getreide).“

1927 wurde es immer leichter für den Bauern und so strebte ein jeder wieder hoch zu kommen: Es wurde mehr gesät und mehr Vieh angeschafft.

Die Wirtschaft im Ganzen fing an zu blühen. Ich kaufte einen Wagen und Geschirr, in der Hoffnung noch ein Pferd zu kaufen. Auf dem Land (draußen) arbeiteten wir alle zusammen, in der Wirtschaft (drinnen) war alles geteilt.

Im Herbst wurde auf der Dorfversammlung beschlossen, eine Windmühle zu kaufen und am Ende des Dorfes aufzustellen. Zum Kauf wurden pro Hof fünf Rubel einkassiert. Es waren in einem russischen Dorf mehrere Mühlen zum Verkauf angeboten worden, und weil die Steuer höher war als das Dorfeigentum, war die Mühle steuerfrei.

Zum Kaufen wurden zwei Männer gewählt: ein *Abram Dick* und ich. Wir fuhren und kauften eine Mühle noch am selben Tage - ich denke, sie kostete 70 Rubel. Wir kamen nach Hause, und am nächsten Tag war wieder Dorfversammlung, wo einem die Arbeit übergeben wurde. Sie wollten mich zum Abtragen und zum Aufstellen der Mühle im Dorf, weil ich einige Kenntnisse von den Mühlen hatte.

Die ganze Arbeit ging unentgeltlich vor, nur Arbeitstage wurden angeschrieben. Ich bekam außerdem etwas Entschädigung, weil ich immer dabei war. Nur einer, ein *Herr Kirsch*, zog sich zurück. Er hatte zu etlichen Nachbarn gesagt, er wäre neugierig, wo die Mühlsteine hinkommen würden.

Bis zum großen Frost war die Mühle aufgestellt (fertig). Nun arbeiteten nur noch mein Bruder *Heinrich* und ich daran. Wir mahlten das erste Schrot für das Vieh - es ging, mußte aber noch zurecht gestellt werden. Und da kam auch der Herr Kirsch. Ich fragte ihn: „Na Onkel Kirsch, sind die Mühlsteine am rechten Platz?“ Er schwieg und ging hinaus. Das war unser erstes Gemeindegut, und die Mühle hat etwa 15 Jahre gedient.

Es kamen immer düstere Nachrichten durch, dass hier und dort dem einen die Ölmühle, dem anderen die Mühle enteignet worden wäre. So wußte ich von *Abram Penner*, daß man ihm seine Dampfmaschine weggenommen hat, ohne dafür einen Cent zu zahlen. Da kaufte er gleich darauf mit einem Russen zusammen einen Traktor und eine Dreschmaschine, in der Hoffnung, damit verdienen zu können. Aber noch in der Dreschzeit nahmen sie ihnen beides fort.

Auch unser Verwandter, der Onkel meiner Frau namens *Tjart*, mußte in Halbstadt seine große Mühle wie auch die 12 Häuser verlassen.

Auch wir durften mit unserer Pferdewahl nicht mehr mahlen, da die Steuer höher war als der Verdienst, und diese konnten wir nicht mehr bezahlen - aber die Mühle wurde uns nicht weggenommen. Außerdem hatten wir noch eine Salzmühle, mit der sich mancher in der knappen Zeit einen Eimer Weizen durchgemahlen hat. Dafür nahmen wir keine Bezahlung, da die Leute die Mühle mit der Hand drehten und es somit ihre Muskelkraft war.

Im Frühjahr kauften wir, 6 Familien, zusammen eine Dreschmaschine, in der Hoffnung, daß wir dann nicht besteuert werden.

Den Hausbau hatten wir eingestellt, weil auch die Leute in den großen Häusern bei der Regierung nicht sehr willkommen waren. Das meiste Holz (die Bretter) verarbeitete ich für andere Leute und auch viel für *Ewert*, der die Maschinen machte. Ich bekam 8,50 Rubel für jede ausgearbeitete Einheit, der Lohn war aber nicht zusammengesetzt. Das Geld sparte ich, wußte aber damals nicht für was.

So kam wieder die Ernte, die einigermaßen gut war. Wir, alle 6 Familien, droschen zusammen. Als wir fertig waren, wollten noch drei Nachbarn, die sich zusammen getan hatten, unsere Maschine mieten. Wir taten es und verdienten 66 Rubel, 11

Rubel pro Familie. Wir mußten aber dafür auch Steuer zahlen: pro Familie 17 Rubel, 6 Rubel mehr als wir verdient hatten, insgesamt also 102 Rubel. Solche Schikanen kamen von unserem Dorfrat, und das machte keinen Teilhaber froh. Das Getreide konnten wir im Herbst schlecht verkaufen: Es war scheinbar wieder zu viel.

Der Winter von '28 auf '29 verlief ganz ruhig, die Menschen waren einigermaßen zufrieden. Im Kooperativ war ziemlich viel zu kaufen, und abgesehen von den Regierungsanleihen war die Belästigung auch nicht so hart.

Manchmal waren auf einem Feld von den Ruinen der Farmhäuser Kellerlöcher übrig geblieben. So einen hatten auch wir auf unserem Land. An dem Tag schaute der Bruder herein und rief: „Jakob, komm her!“ Ich ging hin und sah im Keller eine ganz neue Maschine liegen (eine Haspelmaschine, wie sie bei uns genannt wurde).

Wir fuhren nach Hause, gleich bis zum Dorfrat und meldeten den Fund dort an. Wenn wir das nicht getan hätten, dann hätte es uns vielleicht in Schwierigkeiten bringen können. Daraufhin fuhr einer vom Dorfrat mit einem Wagen und zwei Pferden mit uns aufs Land und brachte die Maschine zum Dorfrat auf den Hof.

Wir waren wieder ruhig darüber und es hat sich auch niemand gemeldet.

Im Sommer 1929 wurde wieder Getreide für die Regierung gekauft. Es gab sogar einen Plan, der besagte, wie viel unser Dorf liefern mußte, es kam aber nicht genug zusammen.

Nun wurden drei Kommissionen von je zwei Mann aufgestellt – so wie auch das Dorf in drei Teile geteilt war. *Peter Fast* und ich waren in einer dieser Kommissionen, und so mußten wir in unserem Teil des Dorfes von Haus zu Haus gehen und in eine Liste einschreiben, wer, was und wie viel geben wollte - es wurde Weizen, Gerste, Hirse und Hafer gekauft (gesammelt). Wir gingen mit den Sachen weg, kamen zurück und wußten, daß es nicht gut war, was wir getan hatten. Für jede Gruppe (Kommission) waren 12 Höfe zu besuchen. Beim zweiten Mal mußte jeder von uns zwei Säcke mitnehmen und gleich mitbringen, was die Leute gaben. Aber diesmal ging man ohne Liste, das heißt, es wurde nicht bezahlt: Es waren demnach Spenden. Als wir zurückkamen, bekamen wir Rüge (Schelte), daß wir so schlecht gesammelt hatten, und uns wurde mit einer Strafe gedroht. Abends war eine Versammlung, wo ein jeder zu erscheinen hatte. Die schlechte Beteiligung wurde kritisiert und man wurde ermahnt, am nächsten Tag mehr zu geben.

Nun mußte eine andere Gruppe wieder gehen und sammeln, was auch immer gegeben wurde und wenn es nur eine volle Tasse war. Als wir zurückkamen, war die Antwort: „Nicht gut gearbeitet. Ihr seid stimmlos.“ Das meinte, wir hatten kein Recht mehr etwas zu kaufen, überhaupt irgendetwas zu machen oder im Dorf etwas zu sagen.

Wir gingen nach Hause für vielleicht eine halbe Stunde, dann mußten wir wieder zum Dorfrat kommen und wieder sammeln gehen. So war es dreimal an diesem Tag und jedes Mal, wenn wir gingen, gab jemand etwas. Dann sagte Fast: „Wenn Ihr könnt, dann gebt, wenn Ihr nicht könnt, dann gebt keinem etwas, denn so hört dies niemals auf.“ Und das half, denn dann kam nichts mehr zusammen und es war

endlich ein Ende damit. Zuletzt hatten wir auch noch Bohnen, Erbsen und Grütze sammeln müssen. Das war 1929 im kommunistischen Paradies, wobei man bei Kaisers Zeiten von allem genug und oft im Überfluß hatte.

Im Frühjahr hatten wir uns ein Grundstück an der Mittelstraße besorgt, hatten schon die Außenwände für das Haus wie für den Stall fertig, und auch das Dach war gedeckt. Die Wände waren aus Torfsoden, die einfach auf einer Wiese mit einem einscherigen Pflug gepflügt und mit einem Spaten der Länge nach abgeschnitten und zusammengelegt wurden. Das Dach war auch mit Soden gedeckt, und somit halbfertig. Für eine Zeitlang mußte es so bleiben, denn es kam die Zeit zu ernten.

Die Ernte war gut gewesen und wir hatten Getreide verkauft. Mit einem Male hieß es aber, es würde kein Getreide angenommen. Ein paar Tage später kam ein *Herr Kirsch*, um all mein Hab und Gut aufzuschreiben. Er hatte beim Dorfrat den Auftrag bekommen, nur mein Vermögen und nicht das meiner Mutter aufzulisten, auch wenn ich noch immer zu Hause wohnte. Außerdem mußte er noch bei drei anderen Bauern, bei den Besten, ihr Vermögen aufschreiben. Der Dorfrat nahm uns, weil ich ein Großbauernsohn war, und somit waren wir die Kulaken (Schädlinge, Reiche). Ich mußte unterschreiben, daß das Vermögen bleiben würde. Nun wurden die Leute aber sehr unruhig und fingen an zu verkaufen, was sie nur konnten, weil sie nach Amerika ziehen wollten. Es wurde aber so geheim gehalten wie nur möglich.

Wir vier, denen alles aufgeschrieben wurde, konnten nichts anfangen. Es war in den umgebenden Dörfern bekannt gemacht worden, daß auf vier Höfen in Nikolajewka Ausrufe sein würden. So erschien am angesagten Tag auch ein Viehaufkäufer für die Regierung. Der Ausruf fing am anderen Ende des Dorfes bei *H. Peters* an. Ich ging auch hin, um zu sehen, was unser Schicksal sein würde.

Das Vieh war das erste. (Das Vieh mußten wir an diesem Tag im Stall halten.) Der Aufkäufer bot für die Kuh einen Rubel, und weil sonst keiner mehr bot, war die Kuh verkauft. Es waren ziemlich viele aus den Nachbardörfern gekommen, Deutsche und Russen, aber keiner bot, da ein jeder das Unrecht sah, es aber nicht so leicht ging, das Vieh zurück zu geben. Bei den Möbeln und anderen Sachen von drinnen oder bei den Maschinen von draußen war es etwas anders. Wenn ein oder anderer ganz billig bot, schrie der Verkäufer „Verkauft!“, weil das Geld sowieso an die Regierungskasse ging.

Als man hier fertig war, ging man zu *P. Janzen* und es ging hier genauso los, jedoch nicht bei den Schafen. „Was ist dieses Schaf wert?“ – „5 Kopejken“, schrie der Aufkäufer. Weil sonst keiner was gesagt hat, war es verkauft. Nun waren da über 20 Schafe, die noch nicht erkaufte waren.

Während ich zuschaute, sagte hinter mir eine Stimme laut: „Stopp, aufhören!“ Ich schaute mich um und sah zu meinem Erstaunen einen bekannten Kommunisten namens *Kokoweschen*. Er kam aus der Kreisstadt und sagte dem Dorfführer, daß alles gestoppt und nicht weiter verkauft wird. So behielt *Janzen* außer ein paar Schafen sein ganzes Vermögen. Auch *Peters* bekam das meiste zurück, da die Leute es nur gekauft hatten, um es wieder zurück zu geben - das Vieh war jedoch schon abgetrieben.

Das Kooperativ war immer noch bei uns im Haus und der Verkäufer, ein Russe, war bei uns in Kost. Auch er war zu Janzen herüber gekommen, um zu sehen wie es herging. Er kam zu mir wie auch Kokoweschen von der Kreisstadt: „Komm, wollen wir zu dir gehen?“ Wir kamen nach Hause. Maria, meine Frau, hatte das Mittagessen schon fertig, und so luden wir auch Kokoweschen zu Mittag ein. Beim Mittagstisch sagte er zu mir: „Verkauf alles und verschwinde von hier in einer Woche.“ Ich sagte: „Ich darf nicht verkaufen, ich habe unterschrieben.“ „Es ist alles annulliert“, sagte er, „und sag *Isaak Klassen*, er soll es auch so machen“.

So tat ich auch. Es verkauften damals acht Bauern auf einmal, was die Preise sehr herunter drückte. Auf diese Weise war alles sehr billig: unsere Pferdemühle ging für 5 Rubel, Mutters Haus für 240 Rubel - und das nur weil der Kooperativ es kaufte. Die anderen Bauern ließen ihre Häuser einfach stehen, nur *A. Dück* hatte es auch verkauft.

(Solche Kommunisten wie Kokoweschen gab es nicht viele. Aber später 1937, hat mich noch ein Kommunist gewarnt, er sagte es nicht direkt, aber ich verstand, daß ich verschwinden sollte - und es war Zeit.)

Mitte September fuhren wir alle nach Moskau los, ins Ungewisse hinein. Keiner hatte die Erlaubnis Rußland zu verlassen, es hatte auch niemand einen Ausweis (Paß), es mußte alles in Moskau organisiert werden.

Wir kamen bis Moskau und besorgten uns eine Wohnung, was etwas schwer war, denn als wir da waren, trafen wir überall Deutsche (in beiden Sprachen: Hochdeutsch und auch Plattdeutsch). Es wurden so etwa 65 000 Personen geschätzt, die um Moskau herum wohnten und auswandern wollten - auch Russen waren da.

Jeden Tag waren wir in Moskau, um mit den Papieren für die Auswanderung zu arbeiten. Es hatten sich etliche erfahrene Männer gefunden, die sich der Arbeit annahmen, da es klar war, daß wir nicht alle einzeln in die Büros gehen konnten.

Bei einer Datscha (Sommerhaus) wohnten etliche, und da war auch ein Büro (Office) eröffnet worden. Dort gingen wir mit unserem Anliegen hin, da zahlten wir auch für die Pässe, und es schien alles in Ordnung zu sein.

Doch eines Tages hieß es, Kalinin sei erkrankt: Das war der Mann im Kreml bei der Regierung, der das letzte Wort zu sagen hatte, was wir auch bald merkten. Hin und wieder wurde jemand von der Miliz (Polizei) festgenommen und verhört, warum er heraus wollte. So wurden wir schon vorsichtiger, wenn wir in der Stadt waren.

Wir wohnten zu vier Familien in einem Zimmer, 22 Personen. Ein Eisenofen war den ganzen Tag im Gebrauch. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Ich weiß nicht, ob die Frauen je einen Streit hatten. Aber wie ein Sprichwort sagt: „Not bricht Eisen“, und das hat sich in dieser Zeit bestätigt.

Eines Abends kam der Alte Isaak Regier nicht nach Hause, und einer die Nachricht, er sei mit etlichen anderen festgenommen worden brachte. Er war Witwer und war mit der Tochter und dem Schwiegersohn da. *A.Löwen* ging gleich los, um ihn zu suchen und hatte ihn auch bald gefunden. Ganz ruhig hatte er da bei der Polizei (Milizia) gewartet. Löwen war zu ihm gegangen, hat ihn unter den Arm gefasst und

gesagt: „Komm!“. So sind sie, ohne sich aufzuhalten, heraus gekommen, und waren in etwa drei Stunden sie Zuhause.

Ein paar Tage später kamen wir, drei Männer, aus der Stadt zum Bahnhof und sahen schon von weitem die Polizei stehen. Wir beschlossen nicht durch den Bahnhof zu gehen, sondern durch das Tor, wo die Arbeiter gingen. Es war ein Arbeiterzug, mit dem wir fahren mußten, und es war in der Zeit als die Schichten abwechselten.

Wir kamen näher heran und sahen, daß auch am Tor die Polizei stand - das große wie das kleine Tor waren verschlossen. Die Arbeiter sammelten sich an und wurden unruhig, wir gingen auch zwischen den Arbeitern. Der Zug kam in den Bahnhof gefahren, die Arbeiter drängten gegen das Tor, und mit einem Male sprang das Tor auf. Die Menschenmenge drängte heraus wie Schafe, mit uns dazwischen.

Da fühlte ich, daß mir jemand hinten am Mantel gefaßt hatte. Das Drängen und Schreien war so laut, daß gar nichts zu hören war. Meine zwei Kumpel sah ich nicht mehr. Nach einem Ruck im Gedränge rollte ich einfach mit, und ich fühlte mich wieder frei: Der Polizist hatte mir aus meinem Mantel hinten die Japs (wie wir es in Platt nennen) losgerissen. Ich wußte, daß er mich halten wollte, da ich ihn kurz gesehen habe.

Als ich in den Zug stieg, kaufte ich eine Moskauer Abendzeitung, setzte mich mit dem Rücken zur Wand, um meinen Verlust am Mantel zu verdecken, und las die Zeitung. Aber ich weiß heute noch nicht, wie ich die Zeitung hielt: richtig oder überkopf.

Ich war froh aussteigen zu können, und traf dabei die beiden Männer wieder. Ich erzählte ihnen über meinen Verlust am Mantel, und sie hatten scheinbar noch Spaß daran, denn sie waren glatt davon gekommen. Von da an waren wir noch vorsichtiger und zogen uns, so gut es ging, wie die Moskauer an.

Da schon ein paar Gruppen abgefahren waren, hatten wir ebenfalls gute Hoffnung. Auch am nächsten Tag sollte ein Zug nach Deutschland abgehen, und es sollten zwei uns bekannte Familien abfahren, *Harders* und *J.Rempel*. Da man von der Station „Perlowka“ abfuhr, die in der Nähe von uns war, gingen meine Frau und ich auch hin.

Es war abends, und der Zug stand schon bereit. Da kam der Deutsche Konsul und hielt eine kleine Rede, in der er die ermunterte, die abfahren, und den Zurückgebliebenen Mut zusprach. Wir halfen der Familie *Rempel* einzusteigen, weil sie eine große Familie hatten, und er soeben wieder auf den Beinen war, nachdem er an Rheuma gelitten hatte.

Als sie drinnen waren, schauten wir ihnen nach. Da kam der Konsul zu uns und fragte: „Warum steigt Ihr nicht ein?“ Ich antwortete: „Wir haben noch nicht die Pässe und auch nicht die Erlaubnis.“ „Das macht nichts“, sagte er, „steigt nur ein. Es wird alles werden.“ „Ja“, sagte ich, „aber unsere beiden Kinder sind nicht hier.“ „Dann geht es nicht. Schade“, sagte er und ging.

Etliche Tage später kam abends ein Polizeiwagen und holte *Johann Wiebe* und meinen Bruder Heinrich ab: sie wurden eingesperrt. Es wurde immer unsicherer, und so gingen die meisten alleinstehenden Jungs ins Versteck. Etwa eine Woche später holten sie auch Bruder David, und Mutter war schon sehr unruhig. Uns, die

Verheirateten mit kleinen Kindern, ließen sie mehr in Ruhe. Aber einige von den älteren Männern waren auch schon genommen worden.

Später erzählte mir einer von ihnen wie sie behandelt wurden:

In der Zelle waren sie so viele gewesen, daß sie sich kaum alle zu gleicher Zeit auf die Betten und auf dem Fußboden hätten hinlegen können. Wenn es erst zu Abend ging, dann hat man heiße Luft herein geblasen, und haben alle derart geschwitzt, daß sie sich abwechselnd bei der Tür hingelegt haben, um bei dem Spalt unter der Tür die frische Luft einzuatmen. Gleich darauf hat man dann kalte Luft herein gelassen, so daß alle gefroren haben - und so ging es abwechselnd für etliche Stunden, wodurch sie ganz müde und matt wurden. Die meisten Kleider hatten sie auch abgeben müssen, so daß sie auf dem nackten Fußboden liegen mußten. Um noch einen Grund zu finden um sie abzurichten, mußten sie auch noch zum das Verhör gehen, was immer um Mitternacht angefangen hat und bis in die Früh dauerte.

Die meisten waren nach 8 oder 10 Tagen frei und etliche sahen wir schon im Zug, der nach Hause (Sibirien) war - darunter auch meinen Bruder *David*.

Nun hieß es, Deutschland habe die Grenzen für Immigranten geschlossen. Wir wollten aber abwarten, was da kommen würde. Die Lage war für die meisten nicht besonders gut, weil sie bald mit dem Geld am Ende sein würden. Auch mit uns war es für lange Zeit nicht gut, aber unsere Regierung „im Paradies“ half uns aus.

Eines Nachts Anfang November klopfte es an der Tür, und unser Wirt erschien in Begleitung der Polizei, die eine Liste mit Namen hatte. Einer verlas all diese, dann fragte er: „Wo wollt ihr hin?“ Ich sagte: „W kanádu.“ (rus. „nach Kanada“) Er gab zur Antwort: „W kanáwu!“ (rus. „in den Graben“) So packten die Erwachsenen die Kinder, die weiter schlafen durften, öffneten die Tür, und ein großer Lastwagen kam rückwärts davor angefahren. Nun mußten alle Sachen aufgeladen werden, wobei die Polizei und der Fahrer das meiste machten, weil wir uns weigerten: die Familien sollten zurück bleiben und die Männer gleich mitfahren. Als es für uns hieß: „Aufsteigen!“ stiegen die anderen herauf, ich aber weigerte mich, ohne die Familie zu fahren. So nahmen mich zwei Polizisten und warfen mich herauf.

Auf einem Güterbahnhof angekommen, wurden wir samt den Sachen in einen Güterwaggon gesteckt, und die Polizei fuhr ab. Wir gingen zwischen den Wagen herum, um uns einen besseren zu suchen, aber es waren alle dieselben. Dann fanden wir einen, wo Bretter waren, um es zweistöckig machen zu können - außerdem war auch ein Eisenofen drinnen. Dieser Waggon war jedoch etliche Gleise weiter, aber wir trugen alle Sachen dort hinein, noch in der Hoffnung, die Familien auch dorthin bringen zu können. So würde man uns vielleicht vergessen.

Als man die Familien brachte, waren wir an dem Wagen, luden alles ein, und als sie fort waren, brachten wir die Familien auch alle dorthin. Es war kalt und unsere beiden Kinder waren noch nicht lange von den Masern gesund, weshalb wir Angst hatten, daß sie sich erkälten. Also suchten wir nach Kohlen, und fanden sogar eine Ladung wie auch etwas Holz. Die Kohle transportierten wir mit Eimer, was für ein paar Tage reichen sollte. Nachts konnten wir es besser heran schaffen als bei Tag, da es eigentlich gestohlen war - aber hier ging es um Rettung.

Es kamen noch immer mehr hinzu. Die Polizei arbeitete die ganze Nacht, so wie es in Rußland Sitte ist, wenn Menschen arretiert und mißhandelt werden.

In der Früh war alles ruhig, bis zum Mittag. Die Kinder und Frauen mußten etwas Warmes essen. Wir hatten zwar schon Feuer, aber kein Wasser, was wir auch nicht finden konnten. Doch dann kam eine Lokomotive zum Rangieren gefahren und wir baten den Lokfahrer um Wasser. Er war erstaunt, uns da mit Familien zu sehen, gab uns Wasser und uns war wieder geholfen.

Am Nachmittag stellten sie den Zug zusammen und vergaßen auch uns nicht. Als die Waggons einer nach dem anderen gekoppelt waren, wurden die Wagen sortiert: diejenigen, die von der Ukraine waren, mußten zusammen ziehen, die hinter dem Ural auch. Die meisten waren schon zusammengezogen: die von Slavgoroder Station, von Omsk und auch von der Station Kulunda, die unsere war.

Der Zug setzte sich noch vor dem Abend in Bewegung: erst Richtung Norden, dann drehte er nach Süden. So hatten wir die Hoffnung, es könnte vielleicht auch nach Riga gehen, da wir gehört hatten, daß über Riga die meisten fuhren.

Über Nacht blieben wir wieder in einem Güterbahnhof stehen. Es waren etliche Familien, die keinen Vorrat an Essen hatten. Wir lebten alle nur aus der Tasche, aber vom gerösteten Zwieback (Bonns) hatte fast jeder etwas, und wir hatten noch ziemlich viel.

Nachdem unser Zug im Güterbahnhof einfuhr und wir da standen, kam ein Auto heran gefahren, aus dem *Heinrich* und *Johann Wiebe* heraus stiegen. Sie hatten unterschrieben, daß sie freiwillig zurück kommen, und waren so aus dem Gefängnis heraus gelassen worden.

Nun bekamen wir für einen Tag Verpflegung: Brot, Wurst und auch etwas Suppe. Von jedem Waggon mußten zwei Männer gehen und es abholen, im Waggon wurde es dann verteilt. Auch von Kohle gab es etwas.

Unser Zug war schon die Nacht über bewacht worden, damit keiner weg laufen konnte. Für die Fahrt bekamen wir in jedem Waggon einen Soldaten mit Gewehr als Wache mit.

Den ersten Tag fuhren wir ziemlich regelmäßig weiter Richtung Norden, und so wußten wir, daß es nach Sibirien ging. Am zweiten Tag hatten wir längeren Aufenthalt. Wir bekamen wieder Brot und Wurst, Tee kochten wir selber, nachmittags bekamen wir Suppe, was das letzte Mal für ein paar Wochen war.

Unsere Wache war uns unangenehm. Denn wenn ich mit den Kindern zu dem kleinen Fenster heraus schaute, das da war, und wir oben auf den Brettern waren, die wir zum schlafen auf halber Höhe hatten, saß der Soldat so, daß meine Stiefelspitze ihn am Ohr treffen würde, wenn ich den Fuß etwas nach vorne stieß. Als ich es tat, traf ihn auch, entschuldigte mich, und er rückte weiter weg.

Am dritten Tag, am Mittag, verließ uns die Wache, und wir waren unter uns. Auf diese Weise ging es einige Tage weiter. Dann war es, daß wir einmal an einem Tag unser Essen bekamen und das nächste Mal erst am anderen Tag spät abends. Als wieder, wie gewöhnlich, zwei Mann aus jedem Waggon gingen um das Essen zu holen, und als die Austeilung anfang, sagten wir zu dem, der da austeilen sollte, daß wir schon 1½ Tage lang nichts bekommen hätten. Er aber reagierte nicht darauf, und so sprangen zwei Männer aus dem Zug über den Ladentisch und teilten das

Doppelte vom Gewöhnlichen aus. So hatten wir wenigstens Brot und Wurst, denn sonst war da nichts drinnen, jedenfalls nicht für solche wie wir.

Kohlen nahmen wir auf jeder Haltestelle, wo sie nur zu finden waren. Der Kommunist pflegte zu sagen: „Twojo, mojo“, auf Deutsch: „Was deines ist, ist auch meines“ - und so machten wir es mit den Kohlen, denn sonst wären wir mit den Familien auf der Fahrt alle erfroren.

Aber auch auf solch einer Reise gab es noch etwas zu lachen:

Die „Geschäfte“ mußte jeder irgendwo hinter dem Waggon machen. So tat es auch *Engbrecht*, als der Zug vor dem Bahnhof anhielt, was aber nur für kurze Zeit war. Als der Zug losfuhr, ergriff Engbrecht seine Hosen und lief an der Seite des Zuges für eine Weile, konnte aber ihn nicht einholen. Er blieb zurück, wir aber glaubten, dass der Zugfahrer es wußte und seinen Spaß daran hatte. Bis zum Bahnhof waren es etwa 3 Kilometer, kurz davor fuhr der Zug ganz langsam. Während dessen holte Engbrecht ein und lief wieder an der Seite des Zuges. Wir öffneten die Tür noch mehr und er langte mit der Hand nach unseren. Als wir ihn herein ziehen wollten, zog der Zug wieder an. Nachdem Engbrecht noch einmal mit letzter Kraft ein holte und wir ihn herein zogen, lag er keuchend am Boden und hielt seine Hose noch immer ängstlich zu.

An unserer Endstation Kulunda angekommen, wurden wir auf Pferdewagen verladen und von einem Dorfrat bis zum anderen gefahren. So mußten wir noch 102 Kilometer zurücklegen, und zwar in Eiseskälte, da es mittlerweile Dezember war. Unsere Reise hatte etwa 16 Tage gedauert.

In der Zeit als wir fort waren, hatte der Kooperativ das Vieh aufgekauft und es in der Scheune und dem Stall untergebracht, die früher unsere gewesen waren. Da er es aber mit Futter schlecht versorgt hat, sah das ganze Vieh verkommen und abgemagert aus. Der Brunnen, der ebenfalls in der Scheune war, war nicht mehr zu gebrauchen, da er fast halb voll mit Stroh und Mist war. Wie es soweit kommen konnte, ist mir immer noch unklar geblieben, denn dieser hatte einen guten Kasten mit Deckel, der auch in Ordnung geblieben war. Auf diese Weise konnte der Brunnen nicht mehr verwendet werden, und so mußte man das Vieh zur Tränke bis zum Fluß treiben, der etwa 3 ½ Kilometer weit war - im kalten Winter wurde es einmal am Tag getan. Da das Vieh aber sehr schwach war, lag die ganze Strecke bis zum Fluß voll mit Rindern gekennzeichnet.

[Und so werdet Ihr beim Lesen oft denken: „Ist so etwas überhaupt möglich?“ Ja, im kommunistischen Land ist das Unmögliche noch immer möglich. Und es ist alles die Wahrheit, denn ich würde mir mit diesem Schreiben kein Unrecht aufladen wollen.]

Nach ein paar Tagen erkrankten unsere Kinder an Scharlach und waren sehr krank. Eines Morgens waren sie ganz unerwartet munter und beide baten die Mutter darum, ihnen Sonntagskleider anzuziehen. Sie wollte ihnen klar machen, daß sie noch im Bett bleiben mußten, sie baten sie aber darum, es anziehen zu dürfen, und meine Frau zog die Kinder an. Zu Mittag hatten wir eine Suppe, und beide wollten am Tisch essen. Mutter gab ihnen etwas und sagte: „Ihr wart so krank und habt wenig gegessen. Für jetzt muß es langen.“ Dann baten die Kinder um leichtes Fleisch, was in der Suppe schwamm und was fett war. Ich gab jedem ein Stück, ungefähr so groß wie eine Erbse, und sie waren zufrieden.

Am nächsten Morgen waren die beiden wieder sehr krank, und nach einer Stunde war Marichen tot. Nach dem Mittag fing ich an, den Sarg zu machen. Der Schwiegervater hatte eine Hobelbank und auch Werkzeug. Als ich an der Arbeit war, kam der Schwager Jakob Wolf, der mit der Familie gerade da war, und sagte: „Jakob, Gredel stirbt.“ Wie mir da zu Mute war, kann ich nicht beschreiben.

Es war der 24. Dezember 1929. Bis Neujahr waren beide in einem Grab beerdigt.

1930 Das Kooperativ blieb weiterhin in der Großen Stube. Mutter war schon eingezogen und wir zogen auch wieder in das Sommerzimmer ein. So schien alles beim Alten zu sein - wir hatten nur nichts mehr. Unser Haus, was wir stehen ließen, verkauften wir für 35 Rubel an *A.Düick*, der sein Haus an seinen Bruder verkauft hatte. Er hatte eine große Familie, und es tat uns leid um ihn.

Inzwischen hatte ich mein Stimmrecht wieder erhalten und war wieder wie ein anderer Bürger im Land, weil wir ja wie die anderen nichts mehr hatten. In diesem Jahr säten wir nicht, so ich ging mit sieben anderen Männern zu einer Kommune, die im Aufbau war und Arbeiter brauchte. Sie stellten Holzhäuser (Blockhäuser) um: Wir rissen die im Nachbardorf auseinander und stellten sie in der Kommune wieder auf. Die Häuser waren den Menschen, welche als schädlich galten (also den Kulaken), auch weggenommen worden.

[Eine Kommune ist eine Wirtschaft, wie es die Hutterer hier in Canada haben. Es ist alles gleich, nur da (in Sibirien) war keine Religion erlaubt, da alles antireligiös war. In der Kommune hatte jeder seine Wohnung, alle aßen zusammen, trugen die gleichen Kleider und arbeiteten, wo sie angestellt wurden. Sie brauchten ihren Kopf nur um zu befolgen, was ihnen vorgesagt wurde.]

Wir verhandelten mit der Verwaltung und waren kurz davor, den Vertrag zu unterschreiben. Da es inzwischen Mittag geworden war, wurden wir zum Mittagmahl eingeladen. Einer von uns meinte, wir sollten noch überlegen. Als wir zum Eßzimmer gingen, sagte er: „Erst das Mittagessen, dann unterschreiben.“ Er hatte Hunger, wollte die Mahlzeit genießen, aber nicht die Arbeit machen. Als wir mit dem Essen fertig waren, sagte er: „Kerle, ich werde lieber nicht mitmachen“, und ging.

Wir stellten mehrere Häuser um und gruben noch einen Brunnen. Wir hatten ganz gut verdient, und da alles in Weizen, Grütze und Hirse ausbezahlt wurde, waren alle für einige Zeit versorgt. Und vier Mann gaben mir die Grütze zurück, die ich ihnen zuvor geborgt hatte. Denn eher wir gingen, hatten sie für ihre Familien gar nichts zu essen, und ich war froh helfen zu können - darunter war auch mein Bruder Peter. Das Jahr '30 war für alle schwer, da fast gar nichts gesät worden war, und keiner dem anderen helfen konnte.

Später einmal hatte meine Frau Brot eingerührt, hatte aber kein Mehl zum Auskneten. Ich wollte irgendwo etwas borgen, aber scheinbar hatte es keiner. Am Ende borgte ein Schwager uns welches, ging zum Nachbardorf und konnte bei einem Freund acht Kilo kaufen. An anderen Tag ging ich zum anderen Dorf und wollte neue Stiefel tauschen, es fand sich aber keiner. Alle hatten Angst, es wäre verboten, da Getreide durch die Kooperative nur an die Regierung verkauft werden durfte. Ehe ich nach Hause ging, kam jedoch einer zu mir und sagte: „Kannst von mir acht Kilo Mehl haben.“ Ich war froh, ging heim und dachte bei mir: „So ist es. Als wir etwas hatten, kam so mancher zu uns und wir halfen, wenn es ging. Und

nun hatten wir keine Freunde, nicht die Deutschen und auch die Russen hatten zu viel Angst (das wußte ich).“ Aber ich hatte zu schnell aufgegeben.

Ein paar Tage später klopfte es nachts an unser Fenster. Ich fragte: „Wer ist da?“ „Mach auf“, war die Antwort auf Russisch. Ich machte. So wie die Tür auf war, flogen sieben Sack Weizen herein. Ich erkannte ihn: „Was schulde ich dir?“ Er sagte nur: „Possle (= später)“ und fuhr ab. Es war ein russischer Freund, und so was sollte ich später noch erfahren. Nun hatten wir etwas und konnten noch der Mutter und den Geschwistern helfen.

Als der Winter kam, hatte ich wieder etwas Werkzeug angeschafft und fing wieder an für uns und die anderen zu arbeiten, da wir ja weiter leben mußten.

Im Frühjahr 1930 war es aber, daß bei uns aus dem Dorf zwei Familien nach Norden in die Taiga verschickt wurden. Einer von ihnen war *Peter Janzen*. Er war zwar Kulak, aber der Grund für die Verbannung war, daß er einem *Lehrer Rempel* ein Pferd verkauft hatte. Dieser wollte es durchaus haben, aber als Janzen ihm gesagt hatte, daß das Pferd nicht gut wäre, glaubte er, Janzen sagte ihm nicht die Wahrheit und hielt an, bis Janzen einwilligte. Später wollte er es zurückgeben, aber dann tat Janzen es nicht und sagte zu ihm: „Was einmal gemacht war, das bleibe.“ Und das war für ihn das Schicksal, denn Rempel war ein Kommunist, und der hatte immer recht.

Der zweite war *Heinrich Kirsch*. Er hatte drei armen Familien jeweils einen Sack Mehl gegeben. Als sie aber etwas unterschreiben sollten (was es war, habe ich nie erfahren), hatten diese es angemeldet. Und verkaufen war in Rußland strafbar, besonders wenn man erwischt wurde.

Nach etlichen Jahren kam eine Frau Janzen zurück und Anganeta Kirsch. Die anderen waren alle an Hunger gestorben.

Im Winter wurde außerdem damit angefangen, ein Kollektiv zu gründen. Bis das den Leuten klar war, dauerte es einige Zeit, denn eigentlich wollten es nur wenige, aber bis zum Jahresende waren die meisten Mitglieder im Kollektiv (Kolchos). Nach dem 1. Januar sollte alles zusammen gebracht werden.

Im Jahre '30 wurde die erste deutsche Kommune von einem Mennoniten gegründet, der *Harder* hieß. Er war leitender Prediger in einer Mennoniten-Gemeinde gewesen (im Dorf Nr. 3 namens Gladjen [= Siedlungsname]), die 25 Kilometer von uns entfernt war. Er war arm und hatte sieben Jungs, drei von denen Kommunisten waren und in Moskau studierten. Er hatte in der Zeitung bekannt gegeben, daß er als Prediger die Menschen nur verdummt hatte und sich davon abgesagt hat. Er war ein aktiver Kommunist und die Harders waren gefürchtete Männer in der Umgebung. Dies habe ich nur erwähnt, um ein Beispiel zu geben, wie die Menschen werden, wenn es Religionsdruck gibt.

Wer **1931** noch Pferde oder Maschinen hatte, welche zur Landwirtschaft gehörten, brachte die zum Dorfrat hin. Es wurde alles angeschrieben und im Wert geschätzt. Bis zum März waren alle im Kollektiv - alle außer *B.Klippenstein* und mir, da wir keine Lust auf eine Gemeinschaft in solchem Stil hatten. Aber wir sahen bald ein, daß wir damit nicht weg kamen. Um aufgenommen zu werden, mußten wir nicht nur schriftliche Eingabe machen, sondern auch Eintrittsgeld zahlen. Da wir beide

nichts als unsere Frauen hatten, mußte er 300 Rubel und ich 350 Rubel zahlen, wofür etliche Pferde und Futter gekauft wurden.

Im Winter **1932** war im Kollektiv nicht viel zu tun, so war ich die meiste Zeit zu Hause, arbeitete an der Hobelbank und machte für uns Möbel.

Es war ein sehr knapper Winter für alle. Aus der Stadt Pawlodar, die am Fluß Irtisch liegt, kamen sehr viele Kirgisen (Mohammedaner) zu uns, um etwas Eßbares einzutauschen. Obzwar es Nomaden waren, die mit ihrem Vieh von einem Ort zum anderem ziehen, hatten sie für die Familie aber ein Haus aus Lehm erbaut, und weil der Winter in Sibirien so kalt ist, mußte die Frau mit den Kindern im Aul (= Dorf) bleiben.

Im Sommer und Herbst hatte die Regierung ihnen das meiste Vieh weggenommen, da sie auch ins Kollektiv gehen sollten. Als Sie es taten, durfte jeder zwei Pferde, eine Kuh, ein Kalb und fünf Schafe behalten. Ihr Land war aber für Ackerland nicht zu gebrauchen, weil es sehr salpetrig war (= Salzboden), aber als Weide war es gut. Zudem waren sie Viehzüchter und lebten vom Fleisch: Pferde, Rinder und Schafe – Fleisch war ihre Nahrung. Aber da sie bis zum Winter alles aufgegessen hatten, hungerten sie und starben vor Hunger. Im Winter war ich in der Stadt Slawgorod, wo ich am Morgen zum Markt (Basar) ging. Dort, hinter einem Bretterzaun, lagen zwei tote Männer: verhungert und erfroren. So was war oft.

An einem Tag, als ich zu Hause an einem Sarg arbeitete, kam eine junge, aber starke kirgisische Frau ganz still herein. Ich sah sie, schlug aber den Nagel noch ganz ein. Als ich aufschaute, hatte sie sich schon aus der Schüssel, die da mit den Nudeln stand, mit der Hand Nudel genommen und in ihre Schürze gelegt, die sie um hatte. Ich schaute sie an und dachte nach, was ich tun sollte. Dann schaute ich zur Schüssel, die noch halb voll war, nahm diese und kippte auch den Rest in ihre Schürze. Sie bedankte sich, indem sie freundlich schaute (da die kirgisischen Frauen nur sehr schlecht Russisch konnten), denn so viel wurde nicht überall gegeben. Ich aber wollte die Nudel nicht mehr essen.

Ein *H. Gossen* war in Pawlodar gewesen, und zwar in der Gegend, wo die kirgisischen Siedlungen waren, und er sagte, daß ganze Dörfer leer ausgehungert gewesen seien. Einige Häuser wären von draußen zugestutzt, und drinnen hätten bis sieben Personen tot gelegen. Kein Hund oder Katze seien zu sehen gewesen, da alles aufgegessen worden wäre. Die Gesunden und die Starken wären zum Handeln und betteln los gezogen. Es wurde geschätzt, daß 75 % vor Hunger gestorben waren.

Bei uns in den deutschen Dörfern ist keiner vor Hunger gestorben, aber bei meinem *Bruder Peter* wurden auch Hunde und Katzen gegessen. In den russischen Dörfern waren jedoch etliche an Hunger gestorben. Das alles war nur von der Regierung gemacht worden, denn damit wollten sie das Volk mürbe machen und in die Kommunen, Kollektive und Sowchose treiben.

[„Sowchose“ heißen die Regierungswirtschaften, wie dort jetzt die meisten sind - mein Bruder ist auch in einem. In dem Dorf, wo ich 25 Jahre lang war, sind jetzt sieben Dörfer zusammen getrieben worden, und alle arbeiten in einer Regierungswirtschaft für einen Lohn wie in der Fabrik.]

Nach der Ernte wurde es wieder besser, aber es war knapp, da es ein schwerer Winter war.

Nun will ich im Ganzen etwas über Kirchen in unserer Gegend schreiben - wie es war und wie es wurde:

Als ich noch ein Schuljunge war, ging ich gerne zur Sonntagsschule, die auch in unserer Dorfschule war, weil die beiden Gemeinden keine Kirche hatten. Fast alle Schulkinder kamen auch zur Sonntagsschule, die von der Brüdergemeinde bedient wurde. Unsere Lehrer aus der Schule waren auch unsere Sonntagsschullehrer, und wenn es nicht der Fall war, dann war eine *Susana Janzen* aus der Brüdergemeinde da. Sie unterrichtete und wurde von allen Kindern geliebt. Später, als die Sonntagsschule nur von der Kirche bedient wurde, war Susana die ständige Lehrerin, und wurde nur im Einzelfall von den anderen abgelöst - dann waren es ihre *Schwester Anna* oder *A. Wall*.

Die Sonntagsschule wurde schon Ende der 20er Jahre von der Regierung verboten. Die Kirche (Messen) wurde immer abwechselnd in den größeren in Häusern abgehalten, weil da auch die Zimmer größer waren. Die Mennoniten-Gemeinde hatte nur am Sonntag Gottesdienst. Erst im Jahr 1918 oder in den 20er Jahren fingen sie mit den Bibelstunden an, die mittwochs stattfanden. Die Mennoniten-Brüder-Gemeinde hatte ihre Messen auch in den Häusern, aber sie hatten von Anfang an sonntags am Vormittag Versammlung und Gebetsstunde, mittwochs Bibelstunde, sonnabends wieder Gebetsstunde und donnerstags eine Übungsstunde mit dem Chor.

Obzwar meine Eltern zur Mennoniten-Gemeinde gehörten, ging ich lieber zur Mennoniten-Brüder-Gemeinde, weil ich den Gesang liebte, und da wurde mehr und auch schönere Lieder gesungen. Wenigstens fand ich es damals so, und tue es immer noch. Die meisten meiner Freunde gingen auch dorthin. Dahin kamen auch oft die Reiseprediger (wie sie damals genannt wurden) und legten die Bibel aus.

Ich interessierte mich auch für anderen Glaubensrichtungen. So ging ich, wenn ich mal im russischen Dorf war, zur rechthgläubigen orthodoxen Kirche. Da zog mich der Chorgesang an, denn die Predigt war in slawisch, und die verstanden weder ich noch die Russen. Ich ging auch ins Nachbardorf in eine baptistische Kirche (russisch), die mehr wie die Mennoniten-Brüder-Gemeinde war. Außerdem bin ich auch in die evangelische, lutherische und bömisch-katholische Kirche gegangen: Ich wollte herausfinden wie die Kirchen so waren, war aber immer noch kein Gemeindemitglied.

Die Reiseprediger (heute „Missionare“ genannt) fuhren aus eigenem Antrieb und viele mitunter in der Begleitung ihrer Frauen, aber die meiste Zeit allein. Sie wurden dann von einem Dorf zum anderen gefahren, denn die meiste Zeit waren sie ohne Fuhrwerk, weil es auf längere Zeit mit den Pferden zu viel und zu schwer war. Obwohl sie unentgeltlich aus christlichem Antrieb und nicht wegen dem Verdienst predigten, bekamen sie dennoch die meiste Zeit etwas als Anerkennung in Form von Geld oder Produkten, je nachdem wie die Zeit in Rußland war.

Im Jahre '23 (so war es, glaube ich) entschlossen sich *Heinrich Wiens*, mit der Familie (Frau und drei Kindern) und die langjährige Sonntagslehrerin missionieren zu gehen. So verkaufte er das ganze Vermögen, das er hatte und ging in den Norden zu den Eskimos und Mangolen als Missionar, seine Frau als Hebamme und *Susana Janzen* als Helferin für die Eskimos, um christliche Hilfe zu leisten, wo es

nötig war. Sein Sohn *Jakob* hat gearbeitet, um der Familie zu helfen. *Johann*, damals ungefähr 15 Jahre alt, hatte auch bald angefangen unter den Kindern Gotteswort zu erklären. *Marichen*, die Jüngste mit etwa 12 Jahren, hatte geholfen, mit den Kindern gespielt und auch vom Heiland erzählt.

Nach drei Jahren kamen sie auf Besuch zurück und brachten ein Eskimomädchen mit, das sie dort adoptiert hatten. Am Sonntag sangen sie uns Eskimolieder vor, und *Onkel Wiens* erzählte von seiner Arbeit. Er sagte, er wolle nun das Haus auch verkaufen und wieder dorthin fahren, was er auch tat.

Nach zwei Jahren kam seine Familie zurück, aber Onkel Wiens nicht: er war dort gestorben. Sein Vermögen hatte er für andere aufgebraucht. Die Familie fing von unten wieder an, aber später, in den Jahren als so viele arretiert wurden, sind auch beide Jungs ins Gefängnis und dann in die Verbannung gekommen - so wie viele Tausend anderer.

Im Frühjahr im Jahre '32 wurde ich zum Dorfrat gebeten. Ich ging hin und mir wurde mitgeteilt, daß ich in die Kommission gewählt sei, die Kirchen zu schätzen und zu berichten, was notwendig wäre zu machen, um ein kulturelles Ansehen zu schaffen, und so zu helfen die Kosten abzuschätzen. Absagen gab es damals nicht, und ich wußte auch nicht, was dieses zu bedeuten hatte.

So gingen wir am nächsten Morgen zu dem Kirchenleitenden *Taronzow* ins Nachbardorf namens Jagodnoje. Er wurde gebeten zur Kirche mitzukommen - es waren Baptisten. Dort angekommen wurde festgestellt, daß der Lehm Boden für die Menschen ungesund war, weil er staubte. Es mußten ein Holzfußboden und neue Bänke herein, weil die vorhandenen Bänke sehr einfach waren. Außerdem mußte man die Fenster mit Brettern auskleiden und den Dachboden mit Brettern unternageln.

Meine Arbeit war es zu schätzen wieviel und welches Holz gebraucht werden sollte, wie gut und wie teuer das Material war, und was die Arbeit kostete. Ich sagte wieviel es insgesamt war. „Viel zu wenig. Noch mal überlegen.“ Ich wartete eine Weile und tat so, als ob ich rechnete. „Nein, ich komme auf dasselbe.“ „Nein, es kostet das Doppelte“, sagte der vom Kreis, „und bis dann muß es gemacht sein. Könnt ihr es machen?“ „Unmöglich“, sagte der Kirchenleitende *Taronzow*. „Dann müssen wir leider die Kirche schließen.“ Einer vom Dorfrat hatte schon ein Hängeschloß mit und die Kirche wurde für immer zugemacht.

Nun wußte ich was vorging. Ich entschuldigte mich beim Leiter der Kirche, den ich gut kannte. Er sagte: „Jaschka, denk nicht darüber, es ist vorgesehen die Kirchen zu schließen.“

Am anderen Tag sollte in unserem Dorf die Kirche der Mennoniten-Brüder-Gemeinde geschlossen werden, mir hatten sie aber extra nichts dazu gesagt. Als ich ging am nächsten Tag früh aus dem Dorf, sagte ich nur zu meiner Frau, daß ich erst am späten Nachmittag zurück sein würde. So machte man wieder dasselbe, diesmal aber ohne mich. Da die Kirche erst Mitte der Zwanziger erbaut worden war, und der Fußboden, die Bänke mit Lehnen und der Dachboden mit Brettern schon da waren, mußten hier andere Schikanen angewandt werden - und so mußte hier von außen viel gemacht werden.

Später machten sie auf einer Dorfversammlung den Vorschlag, die Kirche zum Clubhaus zu machen. Sie hatten das junge Volk und diejenigen extra eingeladen, die aktiv waren. Es wurde frei abgestimmt, wer dafür war einen Club daraus zu machen. Da die Mehrheit dafür war, wurde daraus ein Clubhaus - und auf einmal war alles gut ohne irgend etwas zu machen.

Die Gemeinde hielt im Sommer ihre Andachten wieder im Speicher und im Winter in den Häusern, aber das wurde dann auch verboten. Die Trauungen waren ebenfalls nicht erlaubt, und da die Prediger in der Gefahr lebten eingesperrt zu werden, hörte der Gottesdienst auf. Der Leitende der Mennoniten-Brüder-Gemeinde *Johann Harder* war schon arretiert, und in kurzer Zeit bekam seine Frau seine Kleider zurückgeschickt: er war tot. So erging es auch einem *Bollt* aus einem anderen Siedlungsort namens Gladjen.

Auf diese Weise hörte der Gottesdienst auf, und es wurde vermehrt in kleinen Gruppen und noch heimlicher gelesen, hin und wieder ein Lied gesungen und gebetet. Sogar am Tisch wurde an vielen Stellen nicht mehr gebetet, denn wenn die Kinder das in der Schule verrieten, wurde der Vater eingesperrt; wobei es meist am Lehrer lag. Und so ging es bis 1941, bis der Krieg ausbrach. Im Gefängnis sind auch sehr viele Prediger gestorben.

[Nun möchte ich noch erwähnen, daß in Rußland jede Kirche (Mennoniten-Brüder-Gemeinde, Mennoniten-Gemeinde, Lutheraner und andere) nur ein Kirchengesetz hatte, das von einem Ende des Landes bis zum anderem jeder Glaubensrichtung angepaßt worden ist. Ob Krim-, Molotschnaja-, Altkolonie- oder Omsk- (sibirische) Mennoniten - es gab nur ein Gesetz für jede Glaubensrichtung (Statut), und nicht so wie hier in Canada, wo jedes Kirchenhaus und jede Gruppe ihr eigenes Gesetz macht. Es ist keine Einigkeit da. Einer glaubt besser zu sein als die anderen, obzwar jeder weiß, daß es nur einen Gott gibt, und daß es im Himmel oder in der Ewigkeit keine Wand zwischen den Geretteten geben wird: Wir werden alle gleich sein, ob Menonit, Katholik oder der gerettete Mohammedaner. Und wer besser oder schlechter ist, will ich Gott überlassen zu entscheiden.

Es war schwer, in den kommunistischen Ländern ein Christ zu sein, denn derjenige, der sich als Christ bezeichnete, war der Kritik und der Gefahr ausgesetzt (auch heute noch im Jahre 1983). Auch wenn es hieß, es würde Religionsfreiheit geben, stand es nur auf dem Papier, gab es aber nicht in der Praxis, denn es war verboten, Kinder unter 18 Jahren in die Kirche zu lassen (und ist heute immer noch so). Der Prediger, der es wissend zuließ, konnte dafür ins Gefängnis gesperrt werden, wobei er meistens in ein Arbeitslager kam, da das Gefängnis zu teuer war.

Außerdem brauchte sich keiner in der Kirche aufnehmen zu lassen, wenn er von der Ukraine nach Sibirien kam. Er ging nur zum Kirchenleiter, und es genügte, wenn seine Zugehörigkeit aufzeigte, die er in der Gemeinde, wo er war, erhalten hatte - von da an war er Mitglied.]

[In Rußland gab es früher keinen Geburtsschein, Trauungsschein oder Taufschein. Todesschein und Geburtsschein wurden erst in den 20er Jahren von den Sowjets eingeführt, Trauung- und Taufschein wurden erst im Zweiten Weltkrieg von den Deutschen verlangt.]

1934 gab es für mich ziemlich viel Arbeit, denn wir fingen an einen Schweine- und einen Schafstall zu bauen. Ich war als Brigadeführer (auf engl.: foreman) für die Reparaturen und den Bau ernannt worden, womit ich voll beschäftigt war, da alles bis zum Winter fertig sein sollte. Ich hatte eine Arbeitsgruppe von vier Mann in der Tischlerei, eine Gruppe beim Schweinestall und eine beim Schafstall. Es sollte auch noch bei jedem Stall ein Brunnen gebaut werden, der auch mit den Bauarbeitern gegraben wurde. Zu dem mußte ich von meiner Arbeit auch die

Buchführung machen. Aber es wurde das meiste Stück Arbeit gemacht und bis zum Herbst waren wir fertig.

In einer Gruppe hatte ich als Zimmerleute vier Prediger und drei Diakone. Sechs Tage in der Woche konnte ich mich auf sie voll verlassen. Am siebten Tag war ich jedoch verlassen, da sie am Sonntag fast gar nichts taten und nur aufpaßten, ob nicht einer kam, der sie verraten würde. So fuhr ich einmal hin und sah aus der Ferne, daß *Löwen* aus dem Fenster schaute, aber nicht in meine Richtung. Doch dann drehte er den Kopf und sah mich - als ich hin kam, haben sie sehr gearbeitet und das Dach war schon oben. Da sagte ich, daß sie sich mal setzen sollten und ich mit ihnen sprechen wollte. Sie waren unsicher, das merkte ich.

Als sie alle sich hingesetzt hatten, sagte ich ihnen, daß ich mit den sechs Tagen sehr zufrieden sei, aber nicht mit diesem Tag. Ich sagte ihnen, daß ich es sowieso sehe, ob sie gearbeitet hätten oder nicht, was ihnen auch einleuchtete. „Aber“, sage ich, „ich weiß es sehr gut, daß ihr am Sonntag nicht arbeiten möchtet - ich möchte es auch nicht. Aber wenn ich komme, braucht ihr nicht los zu arbeiten wie toll. Paßt auf, daß andere euch nicht erwischen.“ Sie lachten und meinten, daß dies leicht zu versprechen wäre. Die Gruppe brauchte ich nicht zu kontrollieren, sie zählten ihre Arbeit, und wenn ich kam, gab jeder das seine an, das immer gestimmt hat, was ich von den anderen nicht sagen konnte.

So gingen der Herbst und der Winter zu Ende ohne besondere Vorfälle. Im Frühjahr hatte die Regierung fest gestellt, daß es nicht richtig gewirtschaftet worden wäre. Man arretierte den Wirtschaftler, einen aus der Revisionskommission, und den Buchführer: Sie sollten Getreide veruntreut haben, was überhaupt nicht der Fall war, wofür sie aber für drei Jahre gingen.

Dann wurden Menschen in der Arbeit umgestellt, und es kamen zwei ganz frische Gruppenführer auf dem Felde hinzu, die im Landmessen und im Ausrechnen der Fläche zu schwach waren. Für die erste Zeit baten sie mich um Hilfe, bis sie es selber konnten. Der eine begriff bald, dem anderen mußte ich etliche Wochen helfen: es war mein Schwager *J. Wolf*.

Es war für mich ein sehr beschäftigter Herbst. Der Kollektiv hatte einen Neft-Motor (mit Erdöl als Treibstoff) und zugleich auch eine Steinmühle (mit einem Mühlstuhl) gekauft. Das mußte geholt und aufgestellt werden, wozu ich wieder heran mußte, diesmal aber mit *Abram Dück*, der Schmied war. Wir sollten alles abbauen und auch aufstellen, wobei ich von der Mühle gute Kenntnisse hatte, jedoch nicht von dem Motor. Da es aber leider auch keinen anderen gab, der es besser wußte, mußte ich wieder heran. (Wenn es galt etwas Besonderes zu tun, wurden immer wieder die ehemaligen Reichen heran gezogen. Für uns war es eigentlich gefährlicher als für einen Armen, obzwar wir jetzt schon jahrelang gleich waren.)

Wir holten die Mühle und stellten sie auf, was zunächst auch gut ging, aber dann mußten wir den Motor anlassen. Bevor wir ihn da abbauten, hatte ich mir es wohl auch zeigen lassen, aber nur einmal. Dück kam dazu, da auch er neugierig war, wie ich es schaffen würde. Ich heizte den Motor an. Als ich dachte, der Kopf sei heiß genug, stieg ich im Rad und siehe da, er sprang gleich an, lief aber unregelmäßig. Ich schaltete den Stein an und es ging. Zum Mahlen war ein anderer da, der aber auch ging. Von dem Geklopfe und Auspuff des Motors angelockt, kamen alle, samt

dem Buchführer, aus dem Büro angelaufen, weil es ein Ereignis war, das bis dahin im Dorf nicht da gewesen war.

Für das Frühjahr sollte ein Wagen gemacht werden, wo die Arbeiter auf dem Felde übernachten konnten, da im Frühjahr der Kollektiv den ersten Traktor bekommen sollte, welcher nicht ohne die Wache dort bleiben durfte. So machten wir einen Wagen aus der Dreschmaschine, die einst unsere gewesen war: Darauf wurde einfach ein Zimmer aus Holz gemacht. Zum Winter sollte eine Garage für den Traktor sowie das Auto gebaut werden, und auch für die Arbeiter wurde auf dem Felde ein kleines Haus errichtet. (Für das, was wir bauten, mußte ich zuerst einen Plan malen.)

Die Ernte war außergewöhnlich gut und sehr hoch im Stroh, der Hafer war mannshoch. Für solche Ernte langten die Feldarbeiter nicht aus. So mußte ich mit meiner Gruppe auch auf dem Feld arbeiten, denn eine Kombain-Maschine (= Mähdrescher) hatten wir damals noch nicht. Die Arbeit im Kollektiv wurde angeschrieben in Trudodni (Arbeitstage), je nachdem was man gemacht hatte. Man konnte an einem Tag auch zwei Tage angeschrieben bekommen, denn Geld gab es nicht, man bekam nur Mehl im voraus. Im Herbst wurde alles zu Neujahr verrechnet. Je nachdem wieviel Arbeitstage man hatte, bekam man Weizenabfall für das Vieh, Stroh zum füttern und heizen, und wenn von der Gesamtsumme noch was übrig blieb, dann auch noch etwas Geld.

In diesem Jahr bekam jeder mehr Weizen als er brauchte, durfte für sich aber nur einen Teil fürs Essen behalten (pro Person waren es zwei Zentner), den Rest mußte man verkaufen und gleich da lassen. Man bekam nur eine Quittung darüber, wieviel man verkauft hatte und sechs Rubel für jeden Zentner. Mit der Quittung konnte man in der Kooperative einkaufen, denn auf Weizenquittung waren viele Artikel zu bekommen, die sonst schwer erhältlich waren, wie zum Beispiel Fahrräder, Uhren, Meterware für Kleider usw. Bezahlen mußte man die Waren aber trotzdem, da die Quittung nur ein Ausweis dafür war, daß man Weizen verkauft hatte.

Da die Ernte so gut war, mußten alle Arbeiter zum Mähen und Dreschen heran, so auch ich mit meiner Gruppe. Meine Arbeit war es, den Motor abwechselnd mit *H. Gossen* zu bedienen. Es ging Tag und Nacht durch, und wenn es nötig war, half der Schmied *A. Dick* aus.

Nun waren aber beide erkrankt. So mußte ich allein arbeiten und bekam nur einen Jungen, der das Wasser tragen mußte, um den Motor zu kühlen - und so stand ich 54 Stunden ohne geschlafen zu haben. Das war zu viel. Also sagte ich zu dem Jungen, er sollte das Öl, wenn es weniger wird, und das Wasser auch dazu tun. Er war einverstanden und ich sagte: „Ich werde etwas schlafen, und wenn etwas passiert, weckst du mich.“ Ich stellte die Füße auf den Motorrahmen und schlief auch gleich ein.

Als ich unter den Füßen ein Dröhnen spürte, wachte ich auf: die Lager waren heiß gelaufen, weil kein Öl da und das Wasser heiß war, denn der Junge schlief auch. Ich hielt an, kühlte den Motor und die Lager, ging ins Büro (auf engl.: „office“) und sagte: „Ich gehe jetzt schlafen“. Der Betriebsleiter sagte: „Leg dich hier im Büro hin.“ Aber kaum hatte ich zwei Stunden geschlafen, weckte er mich schon auf

und ich ging zur Maschine. Da die Lager schon kalt waren und alles aufgeräumt und fertig zur Arbeit war, ging es wieder los.

Einen Kuhstall hatten wir auch gebaut. Dazu wurden Scheunen oder Ställe, wenn diese aus Holz waren, den Menschen weggenommen und auseinander gebrochen. Es wurde weit mehr vernichtet als aufgebaut.

Bei der Oktoberfeier in diesem Jahr sollte ich auf der Versammlung eine Rede halten und unseren Aufschwung (Aufbau) klar darlegen. Aber wie sollte ich es machen, wenn wir etliche große Scheunen abgerissen und dagegen nur einen mittleren Kuhstall aufgebaut hatten – wir hatten vielmehr vernichtet als aufgebaut.

Hier ging es mir so wie in einem Witz, wo ein Russe zum Amerikaner gesagt hatte: „Bei uns frißt die Katze Senf.“ Der Amerikaner fragte: „Wie macht ihr das?“ und der Russe antwortete: „Wir schmieren ihr diesen unter den Schwanz, der brennt und sie leckt.“ So blieb mir auch nichts anderes übrig, als die Unwahrheit zu sagen, denn ich wußte, daß es fast keiner glauben würde.

Der Winter verlief sehr ruhig, denn die Regierung hatte ja für die Arbeiter Brot zum Essen - es war ein Ausnahmejahr. Vom Fleisch mußten wir jedes Jahr vom Hof bzw. von jeder Familie 35 Kilo liefern, außerdem 100 Eier und 120 Liter Milch von jeder Kuh. Vom Vieh durften wir eine Kuh, ein Schwein, fünf Schafe halten und so viele Hühner wie wir wollten.

1935 war verhältnismäßig ein sehr ruhiges Jahr für mich, nur im Sommer bekam ich eine Arbeit nebenbei. Sie sagten zu mir, ich soll die Schule größer bauen, also einen Anbau errichten, weil die Schule für fünf Dörfer war. Da es eine ehrenamtliche Arbeit für den Dorfrat war (denn die fünf Dörfer gehörten ja auch dazu), bekam ich für diese Arbeit nichts. Daran arbeitete ich etwa drei Monate, sonst waren im Kollektiv nur Reparaturen zu machen, wofür ich aber vom Kollektiv wie gewöhnlich monatlich bezahlt wurde.

Auch das Jahr **1936** war nicht schlecht, verhältnismäßig sogar gut.

Seit wir den Neft-Motor hatten, mußte ich ihn beim Mehlmahlen und beim Dreschen bedienen, so daß ich mitunter Tag und Nacht dabei war. Eines Morgens wollte der Motor nicht anspringen, und als er schließlich ansprang, ging er durch (war zu schnell). Ich bremste ihn mit einem Holz und er bekam einen Riß unten am Fuß. Das Öl unten in der Ölpfanne hatte durch das Anwärmen gezündet. Draußen waren es etwa -25°C.

Nach dem Dreschen wurde beschlossen, bei uns im Dorf ein Geburtsheim für sieben Dörfer zu bauen, wofür ein Haus (ein Blockhaus) gekauft werden sollte. Um es zu kaufen, mußte man wegfahren, wofür drei Männer gewählt wurden - darunter war auch wieder ich.

[An dieser Stelle muß ich aber auch etwas klarstellen: Ich schreibe oft „ich“, weiß aber nicht wie es anders ausgedrückt werden soll. Es war nun mal so, daß ich viel gebraucht wurde - warum, weiß ich nicht, es hätten auch andere machen können. So aber hört es sich zwar prahlerisch an, ist es aber nicht. Schließlich schreibe ich ja auch hauptsächlich mein Leben und meine Erfahrungen auf, damit meine Nachkommen ein Bild davon haben.]

Wir fuhren zu den Dörfern, welche am Wald lagen. Zum Kauf hat man uns eine bestimmte Geldsumme gegeben, die ausreichen sollte. Wir fanden es besser zwei kleine Häuser zu kaufen mit der Berechnung, daß es mehr Raum geben würde, so

daß es auch noch für ein kleines Krankenhaus reichte. So kauften wir diese, tranken noch mit den Verkäufern (Dorfrat) einen Handelsschnaps und behielten sogar noch etwas Geld übrig.

Zu Hause angekommen, waren die im Dorfrat anfänglich ein bißchen enttäuscht, daß wir zwei Häuser gekauft hatten. Aber als wir es ihnen erklärten, was wir geplant hatten, da fragte der Vorgesetzte: „Und wem fiel dies dann ein?“ Zuerst schwieg man, dann sagte ich, daß ich es war, und wir alle drei darüber beraten hatten, was wir tun sollten. Da dieses Geld Regierungsgeld war, war es gefährlich damit etwas zu kaufen, was anderen nicht gefiel, und deshalb waren wir alle drei still.

Dann mußte ich einen Plan zeichnen, weil schon am nächsten Tag abends eine Versammlung abgehalten werden sollte. Ich zeichnete nur einen Flurplan, denn für etwas Größeres hatte ich keine Zeit. Der Plan enthielt acht, anstatt von vier Zimmern, die vorgesehen waren. Es wurde beim Kaufen zwar etwas gespart, aber um es viel größer zu gestalten, brauchte man dafür mehr Geld. So wollte man den Acht-Zimmer-Plan annehmen, wenn es im Kreis erlaubt wurde.

Also fuhr der Dorfvorsitzende zur Kreisverwaltung - und ich mußte auch mitfahren. Er sagte, daß ich erklären müsse, wie und was gemacht werden soll, da er davon keine Ahnung habe. So gingen wir zum Gesundheitsministerium und wurden gleich empfangen.

Wir legten ihm unser Anliegen vor, und er wollte eine Erklärung haben, warum nicht eingehalten wurde, was beschlossen war, nämlich nur ein Entbindungsheim. Ich sagte, daß ein Vierraumhaus für das Geld nicht gefunden werden konnte, und wir drei es für gut gefunden hatten. Er wollte nun wissen, was wir jetzt wollten, und ich legte ihm den Flurplan vor. Er schaute darauf, prüfte ihn, dann fragte er uns, wieviel mehr dies kosten werde. Wir sagten, daß die Arbeit von den Kollektiven ausbezahlt werde, und nur für zusätzliches Material eine bestimmte Summe gebraucht würde.

Er rief vier Männer herein, sie prüften den Plan, und ich mußte noch mal alles erklären. Es wurde angenommen und auch versprochen, noch etwas Geld zu Verfügung zu stellen. Nun war es mir ums Herz ruhiger als zuvor, denn für alles Eigenmächtige konnte es Gefängnisstrafe geben, auch wenn es nur im kleinen Rahmen war. Gesucht wurde dabei immer der Anführer, und in diesem Fall war ich es. Obzwar ich sicher war, daß dieser Plan gut sei, hatte ich doch Angst.

Bis Neujahr waren die Wände aufgestellt und das Dach oben, bis Ende März **1937** war es fertig. Von innen mußte das Haus ganz mit Sand und Lehm verputzt werden, was vier Frauen machten, die ich immer in meiner Gruppe hatte, weil sie eine gute Arbeit machten. Für mich aber gab es eine Schwierigkeit:

Die Arbeiter aus den anderen Dörfern bekamen am Tag einen Rubel an Unkosten bezahlt, was unsere nicht erhielten. Ich führte die Kasse und zahlte es auch aus. Bei der Abrechnung fehlten mir aber 75 Kopejken (= ähnlich den „cents“). Also wurde der Dorfrat zusammen gerufen, und es wurde darüber beraten was zu machen sei, denn da wären 75 Cents veruntreut worden. Nun wurde abgestimmt, ob es abgeschrieben oder ich vor Gericht gebracht werden sollte. Ich wollte es bezahlen, aber das ging nicht, da es nur die zwei genannten Möglichkeiten gab.

Glücklicherweise wurde beschlossen es abzuschreiben, weil ich meine Arbeit gut gemacht hatte. Ich war natürlich sehr froh nicht eingesperrt zu werden, denn das hätte mir drei Jahre Gefängnis einbringen können.

[Das Krankenhaus dient heute übrigens als Unterkunft für das Krankenhauspersonal.]

Schon von Herbst an hatten wir geplant in die Ukraine umzusiedeln, deshalb breitete ich mich langsam darauf vor - was das Geld anging, aber auch die Papiere. So hatten wir bereits alles verkauft und waren fertig zum Abfahren. Aber schon etwa einen Monat vorher hatte mein *Schwager Konrad* mich wissen lassen, daß eine Verhaftungswelle kommen werde, er wußte nur noch nicht wann. Er war Kommunist und riet mir, so schnell wie möglich zu fahren.

Ende April **1937** fuhren wir ab, kamen am 7. Mai früh morgens in Nieder-Chortiza an und badeten gleich im Fluß Dnepr.

Auch hier waren schon etliche verhaftet worden, schon im Herbst 1937 - und im Winter fing es an sehr schlecht zu werden:

Am 2. Februar **1938** früh am Morgen gingen wir zu zweit zum Stall, um ein Fuhrwerk zu holen, da wir zum Nachbardorf fahren wollten, um Kartoffeln für die Saat zu kaufen. Dann sahen wir bei der Verwaltung ein schwarzes Auto stehen, und *Tiessen* sagte zu mir: „Wollen sehen, daß wir schnell weg kommen. Das ist die Polizei, die werden wieder Menschen holen.“ Und so war es auch. Als wir zurückkamen, hörten wir schon, daß einige arretiert seien.

Insgesamt waren 72 Mann arretiert (= festgenommen / verhaftet) worden, von denen zwei bald zurückkamen. Es war ungefähr jeder dritte Mann über 18 Jahre genommen worden, und von ihnen sind später auch nur wenige zurückgekommen - soviel ich weiß, war es nur einer. Alle sind in den Arbeitslagern verhungert oder vom Mißhandeln gestorben. Ich habe mit ein paar Männern gesprochen, die auch im Lager arbeiten mußten. Sie sagten, sie haben eine Norm erhalten, eine bestimmte Menge an Kohlen weg zu schaffen, dann bekamen sie ein Kilo Brot am Tag. Konnten sie aber die Norm nicht ausfüllen, bekamen sie prozentgemäß weniger - daher das viele Sterben.

Der Rest von 1938 verlief für uns gut, zum Leben hatten wir da nötige. Ich arbeitete weiter in der Tischlerei und reparierte Reinigungsmaschinen (Windputzmühlen), wobei vier umgearbeitet werden mußten, so daß jede Feldgruppe zwei hatte.

Anfang **1940** mußte ich meinen Paß erneuern, wofür ich in die Stadt zum Paßbüro fuhr. Der Beamte hörte mich an, dann sagte er ganz bestimmt: „Ich gebe dir für drei Monate einen Beglaubigungsschein, den Paß muß du dir von der alten Paßstelle besorgen.“ So etwas schriftlich und per Post war in Rußland nicht zu machen, und ohne Paß konnte ich auch nicht bleiben. Also blieb nur ein Ausweg: **zurück nach Sibirien fahren**, und da hoffte ich einen auf fünf Jahre zu bekommen. Da wir gezwungen waren, packten wir und fuhren nach Sibirien.

[Das einzig Gute war, daß das Reisen mit dem Zug verhältnismäßig billig war, und soweit ich weiß, ist es immer noch so.]

Wir kamen im April dort an und wohnten für die erste Zeit beim *Bruder David*. Das Dorf und die ganze Umgebung waren jedoch kühl und fremd, was auf der Straße zu sehen war: Da waren müde und mutlose Frauen und Kinder, ab und zu ein erwachsener Mann.

Als erstes ging ich zum Dorfrat, um mich anzumelden. Von den alten Arbeitern war keiner mehr da, bei all den Neuen gab es aber ein paar Bekannte. Ich meldete mich an, was in Rußland gleich getan werden mußte. Der Kollektivleiter war der alte geblieben, hatte schon gehört, daß ich zurück gekommen bin und war froh mich zu sehen. Er sagte: „Fang gleich an zu arbeiten.“ Ich sagte: „Ich muß erst sehen, ob ihr mich im Kollektiv aufnehmen werdet.“ „Du bist schon aufgenommen“, sagte er, „Es fehlen nur die Formalitäten.“ Dann sagte er, daß zum Frühjahr 1939 nur noch sieben Mann über 18 Jahre übergeblieben seien, wovon drei über 70 und vier in den mittleren Jahren waren, aber keine Facharbeiter. Außerdem wäre noch von den letzten zwei Jahren ungedroschenes Getreide auf dem Felde in Mieten (Haufen) geblieben, der Motor wäre kaputt und es wäre auch keiner da, der ihn reparieren oder mit ihm arbeiten könnte.

An diesem Tag schaute ich mir die ganze Wirtschaft an, die Tischlerei und auch die Schmiede. Es war noch einer da geblieben, der etwas vom Schmieden wußte, fast alles wurde von Frauen bedient.

Am nächsten Tag ging ich an den Motor dran, nahm ihn auseinander, wusch die Teile ab und, oh weh, der Kolben war unten bis an den Schmierring abgerissen und das Teil lag in Stücken unten im Öl. Der Pferdeversorger erzählte mir, er habe mit dem Motor arbeiten müssen, weil keiner da war, der es verstand; es waren auch nur alles Kinder und Frauen. Da habe es auf einmal geknallt, der Motor wurde still und wäre auch nicht mehr angesprungen. „Ja, *Fehr*“ sagte ich zu ihm, „Es ist auch unmöglich mit ihm so weiter zu arbeiten.“

Es nahm eine gute Woche in Anspruch, bis der Motor repariert war. Der Zylinder war verkratzt, mußte ausgebohrt, und der Kolben mußte erneuert werden. So fuhr ich mit meinen zerbrochenen und beschädigten Teilen zur Maschinenreparatur-Station, die 25 Kilometer weiter weg war. Ich gab alles da ab, fuhr zurück und fing an, die Dreschmaschine zu reparieren, was etliche Tage dauerte. Aber dann waren die Motorteile auch fertig und ich stellte alles zusammen: So waren wir fertig zum Dreschen.

Das Dorf hatte 74 Höfe. Wie ich schon erwähnte, waren es zu der Zeit nur sieben Mann über 18 Jahre dort, und das von 74 Familien! Dabei waren ja in etlichen Familien mehr als einer weg, und etliche Witwen gab es ja auch. Aber wie viele da genommen waren, muß sich jeder selbst denken. Den Grund, warum sie genommen wurden und was sie verschuldet hatten, hat auch keiner erfahren.

Es war so weit, daß keiner dem anderen traute. So mancher Vater oder Mutter mußten befürchten, von den Kindern in der Schule wegen einem Tischgebet oder des Bibellesens angemeldet zu werden: Die Kinder wurden gefragt, ob die Eltern mit ihnen beteten und wenn es so war, konnte der Lehrer es anzeigen, was für die Eltern Schwierigkeiten und in manchen Fällen auch Gefängnisstrafe bedeutete.

Nun will ich zurück zum Dreschen kommen: Als wir heraus aufs Feld fahren, sah ich dort nur Frauen und Kinder. Nachdem wir anfangen stellte ich zu meiner

Überraschung fest, daß es besser ging, als ich gehofft hatte; aber es bedurfte Geduld. In drei Wochen waren wir fertig. Leider war schon sehr viel unten am Boden und eine Schicht war auch von oben angewachsen - das wurde allein für Hühnerfutter gedroschen. Aber nun waren alle froh es endlich geschafft zu haben und der Gedanke, es nachholen zu müssen, quellte nicht mehr.

Am 23. Mai 1941 in fuhren wir ab und kamen Saporoschje an. Meine Frau wollte zu einer Frau Dück in Nieder-Chortiza. Wir kamen hin und wurden freundlich aufgenommen.

Als ich am **26. Mai** noch unbedingt ins Dorf wegen unserem Gepäck gehen mußte, sagte sie zu mir: „Geh nur, ich sterbe noch nicht.“ - Es gab so ein anderes Gefühl. Ich ging und beeilte mich so gut ich konnte. Auf dem Rückweg hielt ich noch bei einer Handelsbude an und kaufte Kartoffel. Als ich mich umdrehte, sah ich, daß unser Sohn Jakob angelaufen kam, und ich ahnte schon, was geschehen war. Er sagte, daß Tante Dück sagte, er solle mir sagen, daß Mama stirbt. Als ich herein kam war sie schon tot.

Der Krieg war am **22. Juni 1941** ausgebrochen, und im August waren die Deutschen schon bei uns am Dnepr. Da es gerade gedroschen wurde, mußte der Weizen anstatt in den Speicher am Dneprufer in ein Bretter-Hock geschüttet werden, um es so schnell wie möglich in die Barschen zu verladen und abzufahren, damit es nicht in die Hände der Deutschen kam. Die Dreschzeit war im vollen Gange.

Ich arbeitete für die Regierung, die bei uns im Dorf eine Wagenfabrik aufbaute, wo für die Armee Pferdewagen gemacht werden sollten. Da wurde ich zum Dorfrat gerufen, und man sagte zu mir: „Wir wollten dich eigentlich auf die Schützengrabenarbeit senden, aber weil du allein mit zwei kleinen Kindern bist, werden wir dich zum Kollektiv zum Dreschen schicken, und von dort einen anderen an deiner Stelle auf die Schützengrabenarbeit.“ Das war ein Polizist, der da Einsicht hatte.

So ging ich nach Hause zu meinen Kindern, verschloß die Tür, nagelte die Fenster mit Brettern zu, und nur ein halbes Fenster machte ich so, daß wir ein- und ausgehen konnten, vor dem ich aber auch die Bretter genagelt hab. Den beiden Jungs, 10 und 8 Jahre alt, habe ich eingeschärft, keine Antwort zu geben und sich auch nicht sehen zu lassen, wenn jemand zum Haus kommt und ruft. Währenddessen ging ich ins Rizinusfeld sitzen, um zu beobachten, wo ich drei Tage und Nächte zubrachte.

Eines Abends sprengte die Armee den Staudamm an den Dnepr, und das Wasser überschwemmte ein Ende von unserem Dorf, wodurch keiner mehr herüber konnte, was für uns etwas sicherer war. Ich ging abends, erst als es finster war, um mir die Überflutung anzusehen: Alles war unter Wasser, auch da, wo der Weizen gelegen hatte. Dieser war von der Flut mitgerissen worden, und so war die Ernte fast ganz im Fluß, abgesehen davon, was etliche sich noch zuvor nach Hause getragen haben. An anderen Tag kamen die Menschen zum Vorschein - etwa 60 bis 70 Personen waren zurück geblieben. Es war wie in einem Geisterdorf.

An einem Morgen kam ich heraus und sah im Nachbargarten etliche Soldaten und auch ein Geschütze stehen. Bei mir dachte ich, daß es die Deutschen seien, da diese anders aussahen als die russischen Soldaten. Als ich mich umschaute, sah ich, daß im Pferdestall durch den Türspalt ein paar Köpfe herausschauten und ich erkannte, daß es russische Soldaten von der Roten Arme waren. Nachdem ich hin ging, fragten sie: „Sind das die Deutschen?“ Da ich „Ja“ sagte, hatten sie Angst sich sehen zu lassen. Dann zeigten sie zur Scheune und sagten: „Die ist auch ganz voll. Wir wollen uns ergeben, haben aber Angst, daß die uns erschießen werden.“ Deshalb baten sie mich für sie zu den Deutschen zu sprechen.

Ich ging hin und sprach sie vom weitem an. Der Offizier schaute mich an und sagte: „Mensch, sprechen Sie Deutsch?“ „Ja“, sagte ich, „wir sind hier Deutsche.“ „Ja, was wünschen sie?“ Ich sagte zu ihm: „Da im Stall und in der Scheune sind etwa 500 russischen Soldaten, die sich in Gefangenschaft begeben möchten.“ Er schaute herüber, wo etliche vor der Tür standen. „Sagen sie ihnen (den Soldaten), sie sollen zu Mama gehen, aber nur nach hinten, von wo wir kommen. Die ersten zwei Tage nehmen wir keinen gefangen, der zu uns kommt. Aber wenn wir einen am dritten Tag finden, den halten wir gefangen.“

Ich ging und sagte, was ich sagen sollte, aber sie trauten nicht, denn um ihnen das Überlaufen bange zu machen, haben ihre Offiziere ihnen gesagt: Wer zu den Deutschen in die Gefangenschaft kommt, dem schneiden sie die Zunge heraus und stechen ihm die Augen aus. Ich sagte: „Geht nur, die werden euch nichts tun.“ Da sie aber Angst hatten, daß sie von hinten erschossen werden würden, wenn sie draußen waren, kamen sie nur zögernd heraus und gingen Richtung Blumengart (ein Nachbardorf), schauten sich aber immer um, bis sie weiter fort waren.

Währenddessen war der Dnepr-Fluß zwar abgelaufen, war aber noch hoch, und von Zeit zur Zeit schwamm noch ein Toter im Wasser. An dritten Tag saßen noch etliche Rotarmisten am Flußufer auf den Bäumen und wurden mit den Booten abgeholt. Nun erzählten die Leute aus der Stadt, daß zu der Zeit als der Staudamm bei Saporoschje gesprengt wurde, war dieser nicht nur mit Militär ganz voll gewesen, sondern auch voll mit Autos, Radfahrern, Fußgängern und Pferdewagen beladen mit Menschen, die heraus getrieben wurden. Daher kamen all die Toten, die tagelang auf dem Fluß zu sehen waren.

Zu uns kam langsam immer mehr Militär ins Dorf: Deutsche, Rumänen, Italiener. So wurde unser Dorf zur Frontlinie, für die erste Zeit blieb es aber ruhig. Doch dann fingen die Russen nach einer Woche an unser Dorf zu beschießen - zwei bis drei mal am Tag und jedes Mal 10 bis 15 Schüsse mit einer kleinkalibrigen Kanone. Das dauerte dann für sieben Wochen an. Die Deutschen blieben immer noch ruhig, weil sie zu wenige Truppen zum Vormarsch da hatten. Beim Beschuß lagen meine beiden Jungs zusammen mit den Soldaten flach am Boden in einer Niederung, die nicht weit von unserem Haus war. Ich äußerte zwar den Soldaten Bedenken darüber, aber sie sagten: „Die sind schon geübt. So wie es knallt, liegen die flach am Boden.“

Eines Morgens kam ich heraus. Nach einem Regen in der Nacht war die Luft sehr reine. Als ich über den Fluß zur Stadt schaute, hörte ich einen Schuß und warf mich zu Boden - nicht weit von mir knallte es drei Mal. Es waren zwar nur kleine

Granaten, aber hätte ich gestanden, wäre ich vielleicht vom Splitter getroffen worden, denn in der Tür hatte ein Splitter ein Loch gemacht.

Dann nach sieben Wochen griffen die Deutschen die Russen an, und in ein paar Tagen hörten wir keine Schüsse mehr - so weit war die Front fort. Nun fingen wir wieder an zu arbeiten. Es waren zwar Leute da, welche geblieben waren und solche, welche kamen zurück, nachdem sie wegen der Front zum entfernten Nachbardorf in Schutz gingen, aber mit was sollten wir arbeiten? So ging es nur langsam, da wir ja nichts hatten, womit wir hätten arbeiten können - uns blieben nur ein Pferdewagen mit drei Rädern und ein paar Pferde. Bald kamen zwar etliche Fuhrwerke zurück, aber die Traktoren und Autos waren auch fort - das hatte allen die Armee genommen. Dann aber wurden Pferde und Kühe eingefangen, die herrenlos herum liefen, und so wurde das Kollektiv wieder aufgebaut. Langsam kam immer mehr zusammen, und ich fing mit der Tischlerei an. In kurzer Zeit machten wir wieder Wagen und Maschinen zurecht.

In den sieben Wochen hatte ich aber mit den Kindern nicht immer zu essen. Obzwar es auch jetzt noch ziemlich knapp war, lebten wir frei und ohne Angst arretiert zu werden, da wir die Erlösung von Kommunismus fühlten. Man fing auch gleich mit einer Kirche an. Bei uns im Dorf war kein Prediger, aber in den entfernten Dörfern waren etliche geblieben. Diese kamen wieder an die Arbeit, und es wurden gleich welche gewählt, auch Diakone. Dann ging ich mit ein paar Männern an die Arbeit die Kirche in einem Speicher einzurichten, wo die Kirche schon früher einmal gewesen war; und machten auch eine Kanzel. Zu der Zeit war ich noch kein Menonit, sondern nur ein Deutscher - 1942 wurde ich getauft.

Dem Winter gingen wir mit dunkler Zukunft entgegen, hatten aber Hoffnung. Im Kollektiv wollte es jedoch nicht so recht klappen. Die Menschen, die die ganze Arbeit leiten sollten wie auch die anderen, gerieten immer in Streit. Im Februar **1942** kam es, daß ich die Kollektivleitung übernehmen sollte, da die Verwaltung mich gewählt hatte. Aber obzwar ich aktiv mitgearbeitet hatte, war ich eigentlich zu der Zeit kein Mitglied. So brachte ich dies vor und sagte, daß ich es nicht annehmen wolle, worauf ich dann auch bestand. Der Bürgermeister versuchte mich jedoch zu überreden, und als er sah, daß es erfolglos war, fuhr er zum Kreis und holte sich einen Anstellungsbefehl vom Kommissar: Da es Krieg war und es keine Absagen gab, mußte ich es übernehmen. Also hielt ich eine Versammlung mit der Kollektivleitung und den Feldgruppen ab und sagte: „Ihr habt mich gewollt. Wie ihr wißt, wollte ich es nicht annehmen. Aber da der Bürgermeister vom Kommissar einen Anstellungsbefehl für mich brachte, muß ich es annehmen. Ich werde als Betriebsleiter arbeiten bis das Kollektiv aufgeteilt (auseinander gelassen) ist.“

Nach 10 ½ Monaten war es geschafft, womit wir die ersten im Kreis waren. Das Kollektiv wurde in Gruppen zu nur je 10 Familien aufgeteilt, weil es einzeln nicht gegangen wäre - es waren nicht genug Maschinen sowie Pferde und zu viele Frauen mit Kindern da. Obzwar es nicht leicht war, fing so eine Art Privatwirtschaft an. Es hat mich aber viel Arbeit gekostet, und ich mußte mir auch eine Drohung anhören eingesperrt zu werden.

Die Tischlerei bekam ich mit einem Mann, und fing nun an als ein Selbständiger zu arbeiten. Aber um Arbeiter halten zu können mußte ich die Meisterprüfung

ablegen, indem ich für den Kommissar einen Federwagen und für den Kindergarten Tische und Stühle machte. Als ich dann die deutschen Meisterpapiere als Wagnermeister (=Wagenbauer) und auch als Tischlermeister bekam, durfte ich arbeiten und Lehrlinge halten (beschäftigen). Mein Partner war aber kein Tischler und hatte scheinbar auch nicht die Lust dazu, weshalb er dann auf dem Land war, was wir beide erhalten hatten. Da er sich nicht um die Tischlerei kümmerte, fing ich an eine Bandsäge und auch eine Lochmaschine für mein eigenes Geld zu machen. Als er kam und fragte, was die kosten werden, sagte ich es ihm. Er wollte die Hälfte bezahlen. „Nein“, sagte ich, „ich mache die für mich.“ „Na“, sagte er, „wenn das so ist, dann habe ich hier bald gar nichts mehr.“ „Das kann passieren“, gab ich zur Antwort, was ihm nicht gefiel.

In der Zeit als die Tischlerei uns gehörte (also etwa in 10 Monaten) wurden 50 Pferdewagen mit allem Zubehör gemacht. Damals waren außer mir noch fünf Arbeiter und zwei Lehrlinge beschäftigt. Im Sommer **1943** hatte ich nebenbei außerdem noch ein Haus zurecht gebaut, welches verfallen war. Es war der fünfte Anfang, aber diesmal mit meiner zweiten Frau Maria

Am **5. Oktober 1943** mußten wir auf dem Bahnhof Kanserowka (bei Chortiza) sein um einzuladen. Nachdem wir in Güterwagen verladen wurden, fuhren wir nachts los. Am zweiten Tag kamen wir auf einem Gleis an, von wo wir nicht weiter konnten, da sich auf diesem die Waggons auf einer Strecke von 45 Kilometer stauten. Dort standen wir dann zwei Wochen lang.

In der Nähe hatten wir kein Wasser und mußten es zwei Kilometer weit tragen. Das Wasser gebrauchten wir um Essen zu machen, zum Trinken und auch zum Waschen - von Baden war keine Rede. Das Wasser zu holen war die Arbeit von Jakob.

Eines Nachts ging es dann laut in der Luft her: Die Russen versuchten den Zug aus der Luft zu bombardieren und auch die Panzer griffen an. Die ganze Nacht war es unruhig, es knallte in einem fort und man hörte die darauf folgenden Explosionen. Am Morgen war zwar alles ruhig und heller Sonnenschein, aber es dauerte nicht lange. Dann kamen Pferdewagen heran, wir mußten unsere Sachen aufladen und bis zum Ende des Zuges fahren, wo ganz offene Kohlenwagen waren. Dort wurden wir wieder eingeladen (richtiger: herauf geladen), und am anderen Morgen fuhren wir los.

An beiden Seiten der Eisenbahn lagen Panzer, die ausgebrannt und zerschlagen waren - und so etwa 10 Kilometer lang. Es lagen auch nackte und halb verkohlte Tote, von der Hitze kürzer gewordene Körper: Es waren wohl die Rotarmisten (Russen) und man sagte, daß 112 Panzer abgeschossen worden seien. Von unseren Flüchtlingen war aber keinem was geschehen: Die Deutsche Armee hatte die Russen abschlagen können.

Am nächsten Morgen wurden wir in ein Russendorf gebracht, wo wir etwa eine Woche waren. Dann wurden wir wieder in die Kohlenwagen verladen und es ging wieder los mit unserer Reise - und das mit einem etwa einen Monat alten Kinde, wobei die Nächte schon kalt waren.

Danach kamen wir auf einen Bahnhof, wo ein Zug mit Sperrholzplatten (auf engl. „Playwood“) stand, von welchen wir so viel nehmen durften, wieviel wir zum

Dachbauen brauchten. Woher wir die Nägel hatten, weiß ich nicht mehr, einen Hammer hatten aber viele Flüchtlinge mit. Wir bauten solange der Zug stand, beim Fahren konnten wir es nicht. Aus den anderen Waggons hatten wir auch die Eisenöfen mitgenommen, die ein jeder sich auch wieder aufstellte. Unser Zug sah ganz modern aus, denn bei jedem Wagen wurde das Dach nach unterschiedlichem Verstand und Geschmack gedeckt.

Solange wir den Waggon ohne Dach hatten, lag Maria - die junge Mutter mit ihrem Kinde - in einer Ecke, die ich mit einer Filzdecke abgebaut hatte, so daß sie (wie ein Hund) auf allen Vieren herein kriechen mußte. Aber trotz allem blieben das Kind und die Mutter gesund, auch wenn die Kleine ein bißchen Schnupfen hatte.

So kamen wir bis Proskurow an der polnischen Grenze, wo wir für eine längere Zeit anhielten. In dieser Zeit kam ein Urlauberzug in den Bahnhof gefahren, und aus irgendeinem Grund fuhr er unserem Zug von hinten an, so daß zwei Waggons aufeinander geschoben wurden. Dabei riß der eine zwei Kinder mit, so daß sie oben am Dach eingeklemmt waren. Ein weiteres Kind war bei der Mutter auf dem Schoß totgeschlagen worden - womit wußte keiner. Die Kinder wurden nicht weit von der Bahnlinie begraben.

Als alles wieder geordnet war, fuhren wir in Polen bis Litzmanstadt. Dort wurden wir entlaust und konnten baden, was uns gut tat. Am nächsten Tag ging es weiter und schon ohne Aufenthalt nach Deutschland bis Dresden (jetzt in Ost-Deutschland).

Als wir in Dresden im Hauptbahnhof ankamen, stand dort eine Menge Leute. Ich glaube, sie standen da und staunten über so einen Personenzug, der aus großen Kohlewaggons mit niedrigen Wänden bestand, worauf Dächer aus Sperrholz gemacht waren. Der ganze Zug sah auch wirklich komisch aus.

Wir wurden in der Altstadt Dresdens in einer 4-stöckigen Schule untergebracht, wo schon vor uns Flüchtlinge gewohnt hatten. In den Schulzimmern standen 2-stöckige Bettgestelle mit Matratzen, die aber voll von Wanzen waren, was in den Ecken gleich zu sehen war.

Wir baten den Lagerleiter um Erlaubnis, die Betten mit heißem Wasser auszuwaschen, was er auch erlaubte. Im Waschraum war Zementboden und an einer Seite befand sich eine Wasserrinne, wo ein paar Männer zu gleicher Zeit arbeiten konnten. Da im Haus Dampfheizung war, gab es auch gut heißes Wasser. Beim Waschen schwammen die Wanzen bei den Tausenden die Rinne entlang. Das half für eine Weile, aber dann hatten wir wieder viele.

In einem Schulraum wohnten wir bis zu 5 Familien. Auf 5 Personen hatten wir 2 Doppelbetten, die etwa einen Meter auseinander standen. Die andere Familie hatte ihr Bett dicht an das unsere gestellt und nur eine Decke dazwischen gehängt, die als Wand diente.

7 Wochen waren wir auf der Reise gewesen. Ende November ('43) kamen wir in Dresden an. Wir bekamen unsere Verpflegung im Lager und aßen alle an einem Tisch. Unser Gepäck aber war nach Chemnitz gebracht worden, von wo wir es abholen sollten. Auch die Kleider und das Bettzeug waren dort zum Desinfizieren, wozu die großen Öfen in einer stillgelegten Schamotte-Fabrik genutzt wurden (Schamotte = feuerfester Ton). So wurden vom Lager 4 Männer geschickt (unter

anderem auch ich), um die Sachen in die Waggon aufzuladen; von anderen Lagern waren auch noch Männer da.

Da in Chemnitzer Fabrik auch eine Küche war, konnten wir uns das Essen kochen - die Produkte waren ja ebenfalls im Gepäck: Mehl, Kartoffeln, Fleisch und auch Fett. So nahmen wir etwas von uns, etwas von den anderen und kochten.

Es standen zwar ein paar Waggon zum Einladen bereit, aber wir sollten nur das aufladen, was nicht zu Essen sei, da alle Lebensmittel in einen Waggon geladen und ins Gemeinschaftslager gebracht werden sollten. Dagegen weigerten wir uns alle und luden so überhaupt nichts ein. Von der Kreisverwaltung war aber ein Aufseher angestellt worden um aufzupassen, daß alles nach Befehl gemacht werde. Er gab uns den Befehl einzuladen, und wir wollten es auch, aber nicht getrennt, sondern alles zusammen mit den Lebensmitteln. Als er es nicht zuließ, taten wir überhaupt nichts, woraufhin er es gemeldet hatte, und abends zwei Männer vom Kreisamt kamen.

An diesem Abend war es an mir, das Essen zu machen. Ich machte gerade Bratkartoffel aus rohen Kartoffeln, schön in Fett gebraten, als die Männer rein kamen. Sie grüßten nur und lobten den Geruch in der Küche. Als wir sie zu Tische luden, nahmen sie gerne an. Beim Essen fingen sie an, wegen des Einladens zu sprechen. Wir sagten ihnen, daß unsere Leute sehr unzufrieden sein würden, wenn wir die Lebensmittel nicht ins Lager bringen. „Ja“, sagten sie, aber es sei strafbar bei Kriegszeiten einen Wagen einen Tag lang aufzuhalten. „Ja“, sagte ich, „aber die Leute haben schon alles liegen lassen und davon fahren müssen. Es wäre zu viel, das bißchen, was sie noch zu essen haben auch noch wegzunehmen. Versetzen Sie sich in unsere Lage: Wir haben nichts mehr, als dieses, was hier ist.“ Nachdem sie eine Zeit lang hin und her überlegt hatten, gaben sie es zu, und wir konnten es so machen, wie wir es wollten.

Am nächsten Tag luden wir ein, als erstes die Lebensmittel und alles andere dazu. Um sicher zu gehen schickten wir einen Mann als Begleiter mit. In ein paar Tagen hatten wir alles geschafft.

Als ich ins Lager kam, sagte unser Jakob mir: „Unser Mehl ist nicht hier.“ „Ich habe es aber selber eingeladen“, sagte ich. Ich suchte alles durch, fand es aber nicht. Dann sagten etliche Leute zu mir, daß eine Familie ihr Mehl gleich umgeschüttet hätte, und man glaubte, daß sie es genommen hätten. Wir hatten zwar nur einen Sack, da war aber mit grüner Farbe ganz deutlich unser Name drauf geschrieben. Da wir aber nicht streiten wollten, blieben wir ohne alles.

Meine Arbeit im Lager war Reparaturen zu machen, wenn ein Stuhl, Bett oder irgendetwas gebrochen war. Ich war auch verantwortlich für die Verdunkelung im Lager, denn es durfte kein Licht bei den Fenstern durchscheinen.

Eines Tages wurde ich ins Büro gebeten. Der Lagerführer fragte mich, wer da sein würde, der die Bücher sortieren könnte. Ich fragte, was es für Bücher seien. Er sagte, die in der Gauleitung (Gau = Provinz/Umgebung) würden es dann sagen. Ich schlug meinen Schwager Gerhard vor - ich sollte als zweiter gehen. Wir kamen hin, und in einem Kellerraum lag ein Haufen Bücher aufgestapelt. Das sollte durchgesehen werden, und die Bücher, die von jüdischen Schriftgelehrten geschrieben waren, sollten vernichtet werden. So haben wir so manches Buch, was wertvoll war, vernichten müssen.

Mittags aßen wir in der Gauleitungsküche, wo auch alle hohe Beamte ihr Essen holen kamen. Das erste Mittagessen sehe ich noch immer vor mir: Ein jeder bekam drei Pellkartoffeln, etwas Soße, ein kleines Stückchen Fleisch, Tee und drei Stachelbeeren (eine grüne, eine rote und eine gelbe) zusammen mit einem Löffel Saft. Alle bekamen das gleiche, auch wir beide - und so war es jeden Tag. Da alles auf sparen angewiesen worden war (auch für die großen Herren), wurden wir als Menschen behandelt, genau wie die anderen. Dort arbeiteten wir sechs Tage lang.

In Dresden lebten wir bis Anfang April **1944**, dann mußten wir nach Jugoslawien umziehen. Als wir dort ankamen, bekamen wir eine Wohnung zugewiesen, und ich suchte mir Arbeit, die ich bei einem Slawen namens Karl Srachonik fand. Er hatte eine gute Tischlerei, wo ich den Sommer über arbeitete. Im Herbst zogen wir bis an die österreichische Grenze. Dort arbeitete ich wieder in einer Tischlerei. Von da aus wurde ich für ein paar Wochen zu Militärarbeit genommen, wo es einem einfiel, ich sollte für ihn ein paar Schränke aus Eichenholz machen, was ich nicht tat. Ich sagte: „Das ist keine Arbeit, die für den Krieg nötig ist.“

Nachdem ich nach Hause kam, bekam ich bald darauf einen Einberufungsbefehl zur Wehrmacht. Ich ging hin und bat um die Erlaubnis, meine Familie nach Österreich bringen zu können, weil es mit den Partisanen immer schlechter wurde. Ich erhielt die Erlaubnis und wir fuhren nach Österreich, wo ein *Herr Thiessen* uns eine Wohnung verschafft hatte. Arbeit hatte ich auch gleich: Ich mußte für das Bürgermeisteramt arbeiten. Als Unterstützung bekam ich noch etliche Arbeiter, auch Flüchtlinge. Wir mußten im Berg einen Tunnel (einen schmalen Gang) heraus sprengen, der als Luftschutzkeller dienen sollte, falls es in der Gegend gebombt wurde.

Im März **1945** wurde ich zur Deutschen Wehrmacht einberufen. Es hatte eine Zeitlang gedauert, ehe sie mich wieder gefunden hatten, denn wir wohnten in Sankt Peter am Kamersberg in der Steiermark. Zu der Ausbildung mußte ich nach Salzburg, was mir nicht so sehr gefiel. Dort waren meist ältere Männer, außer ein paar Jüngeren.

1948 kamen zwei MCC-Arbeiter zu uns und fragten mich, ob ich es übernehmen würde, eine Gruppe von Flüchtlingen nach Deutschland zu begleiten, denn es ging ein Transport mit Reichsdeutschen aus Österreich nach Deutschland. Unsere Rußland-Mennoniten hatten zwar keine Einreiseerlaubnis, waren aber eingebürgerte Reichsdeutsche und hatten auch Pässe. Ich sagte zu, wir packten wieder mal ein und fuhren ab. Mit meiner Familie waren es zusammen 32 Personen.

Vom MCC bat ich mir aus, außer Verpflegung einige Fleischkonserven und Rosinen zu geben. Davon bekam erstmal der Transportleiter etwas. Bei der ersten Verpflegungsausteilung bekamen dann auch alle Reichsdeutschen etwas von Rosinen und Fleischkonserven. Von da an waren wir im Transport willkommen und kamen ohne Schwierigkeiten über die Grenze.

In ein paar Wochen waren wir im Bremerhafen und wurden auf das holländische Schiff „Volendam“ verladen. Wir fuhren los.

Auf dem Schiff bekamen wir ein Brief von Kornelius Grunau. Darin schrieb er, daß er bei der Regierung für uns die Einreiseerlaubnis bekommen hätte und für uns

Bürge und Arbeit gehabt hatte, damit wir nach Kanada fahren konnten, was wir ja eigentlich wollten. Aber jetzt war er zu spät. Dem Poststempel nach hatte der Brief beim MCC in Gronau schon zwei Monate vor unserer Abfahrt aus Deutschland gelegen, und sie hatten ihn nicht an uns weiter gegeben.

[Ich glaube, daß MCC uns nicht nach Kanada lassen, sondern in Paraguay haben wollte. Sonst hätten sie uns den Brief schon in Deutschland gegeben und nicht mitgenommen, um ihn erst auf hoher See zu übergeben. Für uns war das ein sehr großer Schaden, denn dadurch kamen wir erst 4 ½ Jahre später nach Kanada.]

Als das Schiff in Uruguay, Montevideo ankam, stiegen dort die Passagiere aus Ostpreußen ab. Wir fuhren bis Argentinien, Buenos Aires, wo wir auf ein kleineres Schiff umstiegen und den Paraguay Fluß („Rio Paraguay“) hinauf fuhren. Da auf dem Schiff aber die Steuerung gebrochen war, mußten wir schwimmend auf einen Schlepper warten. Der kam und schleppte uns in den Hafen Mbopicuá - den Hafen von der Kolonie Volendam. Dort warteten schon unsere Leute auf uns, die schon 1 ½ Jahre vor uns da waren und schon kleine Häuser im Busch (Wald) gebaut hatten. Für die erste Zeit waren wir bei einer Familie Wall. Dann schlugen wir uns in den Wald herein und bauten uns auch eine vorläufige Unterkunft, wo wir von **1948** bis **1953** waren.